

Jules Verne

Ein Lotterielos

Nr. 9672

1. KAPITEL

»Wieviel Uhr ist es?« fragte Frau Hansen, nachdem sie die Asche aus ihrer Pfeife geschüttelt hatte, deren letzte Rauchwölkchen sich zwischen den buntfarbigen Deckenbalken verloren.

»8 Uhr, Mutter«, antwortete Hulda.

»Es ist nicht anzunehmen, daß während der Nacht Reisende ankommen; das Wetter ist zu schlecht.«

»Ich glaube auch nicht, daß jemand kommt. Jedenfalls sind unsere Stuben hergerichtet, und ich würde es gewiß hören, wenn einer von draußen rief.«

»Dein Bruder ist noch nicht zurückgekommen?«

»Noch nicht.«

»Hat er nicht hinterlassen, heute wieder heimzukehren?«

»Nein, Mutter. Joël bringt einen Reisenden nach dem Tinn-See, und da er erst ziemlich spät weggefahren ist,

glaub' ich nicht, daß er vor morgen nach Dal zurückkehren kann.«

»Er wird also in Moel übernachten?«

»Wahrscheinlich, wenn er nicht noch bis Bamble fährt, um dem Pächter Helmboe einen Besuch abzustatten . . . «

»Und dessen Tochter?«

»Gewiß, auch um Sigrid, meine beste Freundin, zu sehen, die ich wie eine Schwester liebe!« erwiderte das junge Mädchen lächelnd.

»Nun, dann schließ die Tür, Hulda; wir wollen schlafen gehen.«

»Du bist doch nicht wieder leidend, Mütterchen?«

»O nein, ich denke sogar, morgen recht frühzeitig aufzustehen. Ich muß nun einmal nach Moel . . . «

»Nach Moel? Warum?«

»Ei, müssen wir nicht daran denken, unsere Speisekammern für die bevorstehende Jahreszeit gefüllt zu halten?«

»So ist der Bote von Christiania mit seinem Wagen voll Speisen und Getränke in Moel schon eingetroffen?«

»Ja, Hulda, diesen Nachmittag«, bestätigte Frau Hansen. »Lengling, der Werkführer in der Sägemühle, ist ihm begegnet und hat es mir im Vorübergehen mitgeteilt. Unsere Vorräte an Schinken und geräuchertem Lachs sind stark zusammengeschmolzen, und ich mag nicht Gefahr laufen, deshalb erst in Verlegenheit zu

kommen. Jeden Tag, vor allem wenn das Wetter sich bessern sollte, können die Touristen nun ihre Ausflüge durch Telemarken wieder beginnen. Unser Haus¹ muß bereit sein, sie aufzunehmen und ihnen alles für ihren Aufenthalt Erforderliche liefern zu können. Weißt du, Hulda, daß wir schon den 15. April schreiben?«

»Ach ja, schon den 15. April!« murmelte das junge Mädchen.

»Morgen also«, fuhr Frau Hansen fort, »werde ich alles Nötige besorgen. Binnen 2 Stunden können meine Einkäufe erledigt sein, die der Bote hierher schaffen mag, während ich mit Joël im Schußkarren zurückkomme.«

»Wenn du dabei den Postkurier triffst, liebe Mutter, so vergiß ja nicht zu fragen, ob er etwa einen Brief für uns hat . . . «

»Besonders einen für dich! Das wäre wohl möglich, denn Oles letztes Schreiben ist nun schon 1 Monat alt.«

»Ja, 1 Monat . . . 1 ganzen langen Monat alt!«

»Sorge dich darum nicht, Hulda, einer solchen Verzögerung gibt es doch nichts zu wundern. Und wenn der Postkurier von Moel nichts mitgebracht hätte, kann das, was über Christiania nicht eintraf, nicht etwa über Bergen kommen?«

¹In dem dünn bevölkerten Norwegen, ebenso wie in Schweden, ruht auf gewissen Häusern, Gjestgifverier genannt, neben dem Recht, Reisende zu beherbergen, auch die Pflicht, diese mittels zweirädriger Wagen, »Schuß«, norwegisch Skyds genannt, zu behördlich bestimmtem Preis zu befördern. D. Übers.

»Gewiß, liebe Mutter, darum härme ich mich auch nicht. Mir wird das Herz nur so schwer, weil es von hier bis nach den Fischgründen von Neufundland gar so weit ist. Von dort gilt es ein ganzes Weltmeer zu durchsegeln und obendrein bei schlechtem Wetter. Nun ist mein armer Ole schon fast ein ganzes Jahr lang fort, und wer weiß, ob wir ihn überhaupt in Dal wiedersehen werden!«

»Wenn wir nur bei seiner Rückkehr noch hier sind!« murmelte Frau Hansen, aber so leise, daß ihre Tochter es nicht verstehen konnte.

Hulda schloß die Tür des Gasthauses, die auf die Straße nach dem Vestfjorddal hinausführte, nahm sich aber gar nicht die Mühe, den Schlüssel auch nur einmal im Schloß umzudrehen. In dem gastlichen Norwegen sind solche Vorsichtsmaßnahmen entbehrlich. Man hält es hier für selbstverständlich, daß jeder Reisende am Tag wie in der Nacht in das Wohnhaus der Gaards (Gehöfte) oder Sätters (Landgüter) eintreten können müsse, ohne daß ihm jemand erst zu öffnen brauche.

Eine Heimsuchung durch Landstreicher oder andere Übeltäter ist hier weder in vereinzelt Pachthöfen noch in den oft weit im Land verlorenen Weilern zu befürchten, und kein verbrecherischer Anschlag gegen Gut oder Leben hat je die Sicherheit der friedlichen Bewohner gestört.

Mutter und Tochter bewohnten zwei Stübchen an der Vorderseite des 1. Stockwerks der Herberge, zwei kühle, saubere Stübchen, freilich mit einer nur bescheidenen Ausstattung, die aber nirgends das Schaffen und Walten verständig sorgender Hände vermischen ließ. Darüber und unter dem Dach, das gleich dem einer Sennhütte ein Stück vorsprang, befand sich das Stübchen Joëls, das durch ein mit geschmackvoll geschnitztem Tannenholzrahmen versehenes Fenster erhellt wurde. Von hier aus umfaßte der Blick einen Horizont von mächtigen Bergen und konnte auch bis zum Grund des engen Tals hinausschweifen, das der Maan – halb ein Bergbach, halb ein Fließchen – murmelnd durchzog. Eine Holzterrasse mit festem Geländer und spiegelblanken Stufen führte von der großen Stube des Erdgeschosses aus nach den oberen Stockwerken. Man konnte sich kaum etwas Anheimelnderes denken als den Anblick dieses Hauses, in dem der Reisende eine in den Landgasthöfen Norwegens seltene Bequemlichkeit vorfand.

Hulda und ihre Mutter bewohnten also das 1. Stockwerk, wohin sie sich, wenn sie allein waren, stets zeitig zurückzogen. Schon hatte Frau Hansen, die einen buntfarbigen Glasleuchter in der Hand hielt, die ersten Stufen erstiegen, als sie plötzlich noch einmal stehen blieb.

Draußen klopfte es an die Tür, und eine Stimme rief:
»He, Frau Hansen! Frau Hansen!«

Die Gerufene ging wieder hinunter.

»Wer könnte so spät noch kommen?« sagte sie.

»Es wird doch Joël kein Unfall zugestoßen sein!« rief Hulda erschrocken.

Sie eilte sofort zur Tür.

Davor stand ein junger Bursche – einer jener halbwüchsigen Jungen, die häufig als Skydskarl (Schußknecht) dienen, als welcher sie hinten auf dem Karren Platz nehmen und nach zurückgelegter Fahrtstrecke das Pferd nach der betreffenden Station heimzuführen haben. Dieser hier war zu Fuß gekommen und stand dicht vor der Schwelle.

»Nun, was willst du noch zu dieser Stunde?« fragte Hulda.

»Zunächst Ihnen einen guten Abend wünschen«, antwortete der Bursche.

»Ist das alles?«

»Nein, gewiß nicht, doch muß man zuerst nicht immer höflich sein?«

»Du hast recht. Doch wer sendet dich?«

»Ihr Bruder Joël schickt mich.«

»Joël? Und weshalb?« ließ sich Frau Hansen vernehmen.

Sie ging dabei mit jenem langsamen, gemessenen Schritt, der den Bewohnern Norwegens eigentümlich ist, nach der Tür zu. In den Adern ihres Erdbodens mag sich vielleicht Quecksilber finden, in den Adern der Leute hier fließt gewiß keines.

Jene Antwort hatte die Mutter aber offenbar etwas beunruhigt, denn sie beeilte sich, ihrer Frage hinzuzufügen: »Meinem Sohn ist doch nichts zugestoßen?«

»Doch! Mit dem Postkurier von Christiania ist ein Brief von Drammen eingetroffen . . . «

»Ein Brief, der von Drammen kommt?« fragte Frau Hansen, die Stimme senkend, rasch.

»Das kann ich nicht behaupten«, antwortete der Bursche. »Ich weiß nur, daß Joël vor morgen nicht nach Hause kommen kann und daß er mich hierher geschickt hat, um diesen Brief abzugeben.«

»Ist er denn so eilig?«

»Es scheint so.«

»Gib her«, sagte Frau Hansen in einem Ton, der ihre lebhaftige Unruhe verriet.

»Hier ist er ganz sauber und unzerknittert, für Sie ist der Brief aber gar nicht.«

Frau Hansen schien erleichtert aufzuatmen.

»Für wen denn?« fragte sie.

»Für Ihre Tochter.«

»Für mich!« rief Hulda. »Das ist bestimmt ein Brief von Ole, der über Christiania eingetroffen sein wird. Mein Bruder hat mich nicht darauf warten lassen wollen!«

Hulda hatte das Schreiben in Empfang genommen, und nachdem sie den auf einem Tisch niedergesetzten Leuchter herbeigeholt hatte, sah sie die Adresse genauer an.

»Ja, es ist von ihm! Es ist wahrhaftig von ihm. Oh, könnte er mir melden, daß die ›Viken‹ nun heimkehren wird!«

Inzwischen sagte Frau Hansen zu dem Burschen:

»Du kommst ja gar nicht herein?«

»Nun, auf 1 Minute. Ich muß noch heut abend zu Hause zurück sein, da ich morgen früh einen Schußkarren zu fahren habe.«

»So nimm wenigstens den Auftrag mit, Joël zu sagen, daß ich morgen selbst kommen würde; er soll mich erwarten.«

»Morgen abend?«

»Nein, im Laufe des Vormittags. Jedenfalls soll er Moel nicht verlassen, ehe er mich getroffen hat. Wir werden dann zusammen nach Dal zurückfahren.«

»Abgemacht, Frau Hansen.«

»Na, willst du nicht einen Tropfen Branntwein?«

»Mit Vergnügen!«

Der junge Bursche hatte sich dem Tisch genähert und Frau Hansen ihm ein wenig von dem landesüblichen stärkenden Aquavit vorgesetzt, der so vortrefflich gegen die Schädlichkeit der Abendnebel schützt; jener ließ keinen Tropfen in der ihm dargereichten kleinen Tasse.

»God aften!« sagte er dann.

»God aften, mein Junge!«

So lautet das norwegische gute Nacht, das hier ganz einfach, ohne die geringste Neigung des Kopfs ausgewechselt wurde. Und der junge Bursche zog seines Weges, unbekümmert um die lange Strecke, die er noch zurückzulegen hatte. Bald schwand er unter den Bäumen des Fußsteigs, der den murmelnden Fluß begleitet, aus den Augen.

Hulda betrachtete inzwischen noch immer den Brief Oles, beeilte sich aber gar nicht, ihn zu öffnen. Doch man bedenke nur! Diese gebrechliche Papierhülle hatte den ganzen Ozean überschreiten müssen, um zu ihr zu gelangen, das ganze große Weltmeer, in dem sich die Küsten des westlichen Norwegens verlieren. Sie prüfte die verschiedenen Poststempel. Am 15. März aufgegeben, kam dieser Brief doch erst am 15. April in Dal an; Ole hatte ihn also schon vor 1 Monat geschrieben. Was hatte sich nicht alles während dieses Monats ereignen können in der Nähe der Gestade von Newfoundland (Neufundland) – wie die Engländer statt der französischen Bezeichnung Terre-Neuve sagen. War jetzt nicht noch Winter, die gefährliche Zeit der Tagundnachtgleiche? Und jene Fischgründe gehören zu den gefährlichsten der Welt, da hier sehr häufig furchtbare Windstöße vorkommen, die der Pol über die Ebenen Nordamerikas hinabsendet. Oh, es ist ein mühseliges und gefährliches Leben, das des Hochseefischers, das auch Ole führte. Und den reichen Gewinn davon brachte er

nicht einmal für sich selbst heim oder für die Verlobte, die er bei seiner Rückkehr heiraten wollte. Armer Ole! Was schrieb er wohl in diesem Brief? Gewiß, daß er Hulda noch immer liebte, wie Hulda ihn stets lieben würde, daß ihre Gedanken sich trotz der Entfernung begegneten und daß er den Tag seiner Rückkehr nach Dal herbeisehne.

Ja, das mußte er sagen, Hulda wußte es gewiß. Vielleicht schrieb er auch noch, daß seine Heimkehr nah bevorstehe, daß diese Fischereikampagne, welche die Fischer von Bergen ihrer Heimat so weit entführt, endlich zu Ende gehen sollte. Vielleicht berichtete ihr Ole auch, daß die ›Viken‹ nur noch ihre Ladung verstaue und sich zum Lichten der Anker rüste, daß die letzten Tage des April nicht vergehen würden, ohne beide wieder in dem glücklichen Haus des Vestfjorddals vereinigt zu sehen? Vielleicht meldete er ihr gar, daß schon der Tag bestimmt werden könne, an dem der Pfarrer von Moel hinüberkommen solle, um sie in der kleinen hölzernen Kapelle zu vereinigen, deren Glockenturm aus einer dichten Baumgruppe einige hundert Schritte von der Herberge von Frau Hansen hervorlugte?

Um das zu erfahren, hätte es ja genügt, das Siegel des Umschlags zu lösen, den Brief Oles herauszuziehen und diesen unter Tränen des Schmerzes oder der Freude, die sein Inhalt den Augen Huldas eben entlocken mochte, zu lesen. Und ohne Zweifel hätte ein ungeduldigeres Kind des Südens, ja auch ein Mädchen aus

Dalarne, aus Dänemark oder Holland schon längst gewußt, was die junge Norwegerin jetzt noch nicht wußte. Aber Hulda träumte eben, und Träume enden bekanntlich nicht eher, als bis es Gott gefällt, sie abzubrechen. Und wie oft bedauerte man sie, daß die Wirklichkeit nicht selten gar so enttäuschend ist!

»Mein Kind«, begann da Frau Hansen, »ist denn der Brief, den dein Bruder dir sendet, wirklich von Ole?«

»Ja, ich erkenne die Handschrift.«

»Und willst du mit dem Lesen etwa bis morgen warten?«

Hulda betrachtete zum letzten Mal den Umschlag. Nachdem sie ihn dann ohne besondere Eile geöffnet, entnahm sie daraus einen sorgfältig schön geschriebenen Brief und las wie folgt:

Saint-Pierre Miquelon 15. März 1862

Meine liebste Hulda!

Du wirst mit Vergnügen hören, daß wir einen glücklichen Fischfang gehabt haben und ihn binnen wenigen Tagen schließen. Ja, endlich nahen wir uns dem Ende dieser Kampagne! Wie werde ich nach einjähriger Abwesenheit glücklich sein, nach Dal zurückzukehren und die einzige Familie wiederzufinden, die mir noch geblieben und welche die Deinige ist.

Mein Gewinnanteil ist recht beträchtlich und wird für uns zur ersten Einrichtung ausreichen. Die Herren Gebrüder Help Söhne, unsere Reeder in Bergen,

sind schon benachrichtigt, daß die ›Viken‹ voraussichtlich zwischen dem 15. und dem 20. Mai zurück sein wird. Du kannst also damit rechnen, mich etwa zu dieser Zeit, das heißt höchstens nach einigen Wochen, zu sehen.

Teure Hulda, ich hoffe, Dich ebenso wie bei meiner Abreise und ebenso wie Deine Mutter bei bester Gesundheit wiederzufinden. Munter und frisch auch den mutigen und entschlossenen Kameraden, meinen Vetter Joël, Deinen Bruder, der sich nichts Besseres wünscht, als auch der meinige zu werden.

Beim Empfang des Gegenwärtigen grüße mir auch herzlich Frau Hansen, die ich von hier aus in ihrem Holzlehnstuhl nah dem Ofen in der großen Stube deutlich vor mir sehe. Versichere ihr, daß ich sie zweimal lieb habe, einmal weil sie Deine Mutter und dann weil sie meine Tante ist.

Jedenfalls bemühe Dich nicht damit, mir nach Bergen entgegenkommen zu wollen. Es wäre möglich, daß die ›Viken‹ noch eher einträte, als ich annehme. Doch wie dem auch sei, teuerste Hulda, sicher kannst Du damit rechnen, mich 24 Stunden nach unserer Landung in Dal zu finden, nur erschrick nicht, wenn ich noch frühzeitiger ankomme.

Wir sind durch das rauhe Wetter dieses Winters tüchtig umhergeworfen worden; ja, es war so schlecht, wie unsere Seeleute es noch kaum erlebt haben. Zum Glück lieferte wenigstens der Kabeljau an der großen Bank

einen ausgezeichneten Ertrag. Die ›Viken‹ bringt davon 500 Zentner mit, die in Bergen abzuliefern und durch die Bemühung der Herren Help Söhne schon verkauft sind.

Mit einem Wort, das wird euch beide ja am meisten interessieren, wir haben einen guten Fang gemacht, und der Ertrag wird auch für mich, der ich jetzt einen ganzen Anteil beziehe, recht gut sein. Bringe ich nun auch nicht gerade Reichtümer mit nach Hause, so hab' ich doch den Gedanken, ja eine Art Vorgefühl, daß mich diese bei der Rückkehr erwarten. Ja, Reichtümer ... ohne das Glück zu erwähnen! Wie? Das ist mein Geheimnis, liebste Hulda, und Du wirst mir schon verzeihen, ein Geheimnis für mich zu behalten. Es ist ja das einzige, und ich werde es auch Dir noch offenbaren ... Wann? Nun, sobald die Zeit dazu gekommen ist – vor unserer Hochzeit, wenn diese durch einen unvorhergesehenen Umstand verzögert werden sollte – danach, wenn ich zur angegebenen Zeit eintreffe und wenn Du in der Woche nach meiner Rückkehr nach Dal meine herzige Frau geworden bist, wie ich das ja von ganzer Seele wünsche.

Ich umarme Dich, meine Hulda, und bitte Dich, an meiner Statt Frau Hansen und meinen Vetter Joël zu umarmen. Ich küsse im Geist Deine Stirn, der die strahlende Krone der Neuvermählten von Telemarken wie ein Heiligenschein stehen wird. Zum letzten Mal, lebe wohl, meine teure Hulda, lebe wohl!

Für immer Dein
Ole Kamp

2. KAPITEL

Dal besteht nur aus wenigen Häusern, von denen die einen längs einer Straße stehen, die eigentlich nur den Namen eines Fußwegs verdient, und die anderen auf benachbarten Anhöhen zerstreut liegen. Sie wenden die vordere Seite dem Vestfjorddal, den Rücken den Bergen im Norden zu, an deren Fuß hin der Maan verläuft. Alle Gebäude zusammen würden etwa einen der im Land sehr häufigen »Gaards« bilden, wenn sie von einem einzigen Feldeigentümer oder einem Zinspächter verwaltet würden. Doch wenn nicht den Namen eines Fleckens, so beanspruchen sie doch mit Recht den eines Weilers. Eine kleine, 1855 erbaute Kapelle, deren Chorhaube durch zwei schmale Glasfenster unterbrochen wird, erhebt in der Nähe durch das Baumgewirr ihren vierseitigen Glockenturm – alles in Holz. Da und dort sind über die Bäche, die dem Fluß zueilen, einige kreuzförmig gezimmerte Brückchen geschlagen, deren Zwischenräume von bemoosten Steinen ausgefüllt werden.

Etwas weiterhin hört man das Knarren von ein oder zwei sehr ursprünglichen, durch Bergwasser getriebenen Sägemühlen mit einem Schaufelrad zur Bewegung der Säge und einem anderen zum Fortschieben

des Balkens oder der Planken. Und wiederum in einiger Entfernung scheint das Ganze, Kapelle, Sägemühlen, Häuser und Hütten, in einen weichen Dunst von Grün gebettet, hier dunkel durch Tannen, dort blaugrün durch Birken, in einem Rahmen, den die einzelnen oder in Gruppen stehenden Bäume von den gewundenen Ufern des Maan bis zum Kamm der hohen Berge von Telemarken bilden.

So erscheint der frische und lachende Weiler von Dal mit seinen malerischen, äußerlich farbig angestrichenen Wohnstätten, von denen die einen zarte Farbtöne in Hellgrün oder Lichtrosa, die anderen schreiende Farben wie lebhaftes Gelb oder Blutrot zeigen. Ihre mit Birkenrinde gedeckten Dächer, überzogen mit frischgrünem Rasen, den man im Herbst abmäht, sind mit natürlichen Blumen geschmückt. All das ist reizend und gehört zum herrlichsten Land der Welt. Kurz, Dal liegt eben in Telemarken, Telemarken aber in Norwegen, in Norwegen – mit mehreren tausend Fjorden, die dem Meer gestatten, um den Fuß seiner Berge zu branden.

Telemarken liegt inmitten jenes weit ausladenden, kolbenförmigen Teils, den Norwegen zwischen Bergen und Christiania bildet. Diese zum Amt Bratsberg gehörige Vogtei hat Berge und Gletscher wie die Schweiz,

aber sie ist nicht die Schweiz; die hat großartige Wasserfälle wie Nordamerika, aber sie ist nicht Nordamerika; sie hat Dörfer mit gemalten Häusern und gelegentlich Prozessionen mit Trachten aus verschwundenen Zeiten bekleideter Einwohner wie manche Ortschaften Hollands, aber sie ist auch nicht Holland. Telemarken ist schöner wie diese alle, es ist eben Telemarken, eine durch die natürliche Schönheit, die sie enthält, vielleicht in der ganzen Welt einzig dastehende Landschaft. Der Verfasser hat das Vergnügen gehabt, es zu besuchen. Er hat es auf Schußkarren durchstreift und das Pferd an jeder Station gewechselt – wenn eines zu haben war – und davon einen tiefgehenden poetischen Eindruck mit heimgebracht, der noch heute so lebhaft in seiner Erinnerung ist, daß er dieser einfachen Erzählung wohl einen Anflug davon verleihen zu können wünschte.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt – im Jahr 1862 –, war Norwegen noch nicht von der Eisenbahn durchfurcht, die es heute gestattet, von Stockholm über Christiania bis Drontheim zu reisen. Jetzt ist ein ungeheures Schienenband zwischen den beiden skandinavischen Ländern, die so wenig Neigung zeigen, ein gemeinschaftliches Leben zu führen, ausgespannt. Im Waggon der Eisenbahn eingeschlossen, sieht der Reisende freilich, während er schneller als früher mittels Schuß dahinfährt, nichts oder sehr wenig von der Schönheit der ehemaligen Fahrstraße.

Ihm entgeht damit die hochinteressante Fahrt durch das mittlere Schweden, auf dem Göta-Kanal, dessen Dampfboote, von Schleuse zu Schleuse gehoben, eine Höhe von 300 Fuß erklettern. Er verweilt nicht bei den berühmten Trollhättafällen, nicht in Drammen oder Kongsberg, so wenig wie bei den Wundern von Telemarken.

Zu jener Zeit also war die Eisenbahn erst geplant. Noch einige 20 Jahre sollten vergehen, ehe man das skandinavische Königreich von einer Küste zur anderen in 48 Stunden durchfliegen und nach dem Nordkap mit Retourbillett nach Spitzbergen gehen konnte. Dal bildete nun damals – und bildet hoffentlich noch lange Zeit – den eigentlichen Mittelpunkt, der fremde oder einheimische Touristen anlockte, welche letztere übrigens meist aus Studenten von Christiania bestanden. Von hier können sie sich leicht über ganz Telemarken und Hardanger zerstreuen, das Vestfjorddal zwischen dem Mjös- und Tinn-See hinabwandern und die wundervollen Wasserfälle des Rjukan erreichen. In dem genannten Weiler befindet sich freilich nur eine Herberge, aber diese ist so anziehend, wie man sich eine solche nur wünschen kann, und dazu ziemlich geräumig, denn sie enthält vier Zimmer für Fremde – mit einem Wort, es ist das Haus von Frau Hansen.

Einige Bänke umschließen den hinteren Teil seiner rosenfarbenen Wände, die vom Erdboden durch eine

solide Grundmauer aus Granit isoliert sind. Die tannenen Balken und Planken seiner »Mauern« haben im Laufe der Zeit eine solche Härte angenommen, daß eine stählerne Axt daran stumpf werden würde. Zwischen diesen vierkantig zugehauenen, waagrecht übereinander gelagerten Balken füllt eine Ansiedlung von Moos mit etwas Tonerde die Fugen aus, so daß selbst der heftigste Winterregen keinen Eingang findet.

In den Zimmern ist die Sparrendecke rot gemalt und sticht damit stark ab gegen die milderen und heiteren Farben des Wandgetäfels. In einer Ecke der großen Stube steht der runde Kachelofen, dessen Rohr nach der Esse über dem Küchenherd mündet. Hier wieder bewegt die große, von einem Holzkasten umschlossene Uhr ihre schön gearbeiteten und spitz auslaufenden Zeiger über ein großes Emaillezifferblatt und bezeichnet jede Sekunde durch ein lautes Ticktack. Dort steht der alte Schreibtisch mit braunem Simswerk vor einem eichenartig angestrichenen, dreibeinigen Sessel. Auf einem Untersetzer prangt ein Leuchter aus gebranntem Ton, der, wenn man ihn umkehrt, einen dreiarmigen Kandelaber darstellt. Die schönsten Möbel des Hauses zieren überhaupt diesen Raum. Der Tisch aus Birkenwurzel mit geschweiften Füßen. Die große Truhe mit verzierten Beschlägen, in der sich der Sonn- und Festtagsstaat befindet. Der große hölzerne Lehnstuhl, der schon mehr einem Kirchstuhl gleicht, die Stühle aus bemaltem Holz; das altehrwürdige Spinnrad, dessen

grünliche Verzierungen lebhaft mit dem Rock der Spinnerinnen kontrastieren. Ferner der Topf für die eingesetzte Butter und die Rolle zum Festrühren sowie der Tabakskasten und die Reibe aus geschnittenem Knochen. Über der nach der Küche führenden Tür endlich blinken auf breitem Gestell die Reihen von Kupfer- und Zinngeschirr neben Tellern und Schüsseln mit glänzendem Emaille aus Fayence und solchen aus Holz, der kleine Schleifstein, der halb in seinem gefirnisten Behälter verschwindet, der alte und ehrwürdige Eierhalter, der nötigenfalls als Kelch dienen könnte, und dazu die hochinteressanten Wände, die mit Stickereien in Leinwand bedeckt sind, die in bunten Farben Szenen aus der Bibel wiedergeben. Die Zimmer für Reisende sind zwar einfacher in der Ausstattung, doch nicht minder anheimelnd mit ihren höchst saubereren Möbeln; vor den Fenstern mit dem Vorhang aus frischem Grün, der sich von der Kante des begrasteten Dachs herabzieht, mit dem breiten Bett und dessen weißem Linnenzeug, das ein Blumenmuster zeigt, wie mit den Bettwänden, auf denen, gelb auf rotem Grund, Bibelsprüche aus dem alten Testament geschrieben stehen.

Unerwähnt darf hierbei auch nicht bleiben, daß die Dielen des größten Raums wie die aller Zimmer des Erdgeschosses und des 1. Stockwerks mit Birken-, Tannen- und Wacholderreisig bestreut sind, dessen Blätter und Nadeln das ganze Haus mit erfrischendem Wohlgeruch erfüllen. Könnte sich wohl jemand eine

reizendere Posada in Italien, eine entzückendere Fonda in Spanien vorstellen?

Gewiß nicht. Und hier hat der Strom englischer Touristen – wenigstens zu der Zeit, wo unsere Erzählung spielt – noch nicht wie in der Schweiz die Preise in die Höhe geschneit. In Dal wird die Börse des Reisenden nicht gleich um Guineen und Pfunde Sterling erleichtert, hier bildet der silberne Speziestaler, im Wert von 4,50 Mark, die größte Münze; meist handelt es sich beim Bezahlen nur um dessen Unterabteilungen, die Mark im Wert von ungefähr 57 Pfennig, und den Kupferschilling, den man ja nicht mit dem englischen Shilling verwechseln darf, denn jener entspricht nur etwa einem französischen Sous.¹ Ebenso wenig ist es die anspruchsvolle Banknote, die der Tourist in Telemarken stets auszugeben oder zu verschwenden hat. Hier sieht man nur den einfachen Papierspezies von weißer Farbe, die 5-Spezies-Note (blau), die zu 10 (gelb), die zu 50 (grün) und zu 100 Spezies (rot); fehlen also nur zwei, sonst wären alle sieben Regenbogenfarben vertreten.

Ferner – und damit bietet dieses gastliche Haus einen weiteren beachtenswerten Vorzug – ist Speise und Trank hier vortrefflich, was man von den anderen Gasthäusern der Umgebung nicht allemal sagen kann.

¹Neuerdings – seit 1875 – ist in den drei skandinavischen Ländern die Goldwährung eingeführt und die Krone ($112\frac{1}{2}$ deutsche Pfennige) Münzeinheit geworden. D. Übers.

Telemarken rechtfertigt nur zu sehr seinen Spitznamen des »Landes der geronnenen Milch«. Tief im Innern, wie in Tiness, Listhuus, Tinoset und an anderen Orten, gibt es fast niemals Brot oder doch nur so schlechtes, daß man besser davon ganz absieht; nichts als eine Art Hafermehlscheiben, das trockene, schwärzliche und wie steife Pappe harte »Flatbröd« oder höchstens eine Art groben Kuchen, dem gemahlene Birkenrinde, gemischt mit Mais und Häcksel, zugesetzt ist. Nur selten findet man Eier, außer wenn die Hühner vielleicht schon 8 Tage vorher gelegt hatten; in Überfluß dagegen ein sehr mittelmäßiges Bier, süße und saure geronnene Milch (Filbunk) und zuweilen etwas Kaffee, diesen aber so dick, daß er mehr einem destillierten Produkt der Mokka-, Bourbon- oder Rio-Nunezbohne ähnelt.

Bei Frau Hansen dagegen sind Küche und Keller wohlbestellt, so daß auch verwöhnte Touristen keine Ursache zu Klage haben. Hier gibt es gekochten, gesalzenen und geräucherten Lachs, »Hores«, das sind Binnensee-Lachse, die niemals im Salzwasser gewesen sind; Fische aus den Flüssen Telemarkens, weder zu hartes noch zu mageres Geflügel, Eier in Menge, wohl-schmeckende Platzkuchen aus Roggen- und Gerstenmehl, Früchte, und vor allem Erdbeeren, Schwarzbrot von seltener Güte, Bier und abgelagerte Flaschen mit schönem Saint-Julien, der den guten Ruf der Gewächse

Frankreichs bis in diese entlegenen Gegenden verbreitet.

In allen Ländern des nördlichen Europa steht die Gjestgifveri von Dal auch in bestem Ansehen.

Das erkennt, man außerdem sehr leicht beim Durchblättern des Fremdenbuchs mit vergilbtem Papier, in das die Reisenden neben ihrem Namen gern einige Lobsprüche für Frau Hansen eintragen; in der Mehrzahl sind das Schweden und Norweger, die aus allen Teilen Skandinaviens stammen.

Zudem finden sich auch viele Engländer darunter, und einer von ihnen, der lange Zeit gewartet hatte, um den Nebel vom Gipfel des Gusta sich auflösen zu sehen, hatte als echter Sohn Albions auf eine jener Seiten geschrieben:

*Patientia omnia vincit.*¹

Auch einigen Franzosen begegnet man wohl, von denen der eine, der hier besser ungenannt bleibt, sich zu schreiben erlaubte:

»Wir haben uns nur lobend auszusprechen über die Aufnahme, die man uns in dieser Herberge ›gemacht‹ hat!«

Auf den grammatischen Fehler kommt es hierbei ja nicht an. Wenn die Worte mehr lobend als sprachlich richtig sind, so enthalten sie doch eine herzlich gemeinte Anerkennung für Frau Hansen und ihre Tochter, die reizende Hulda des Vestfjorddals.

¹Geduld überwindet alles.

3. KAPITEL

Ohne in der Ethnographie allzusehr bewandert zu sein, kann man doch mit mehreren Gelehrten zu dem Glauben kommen, daß zwischen den Familien der hohen Aristokratie Englands und den alten Familien des skandinavischen Königreichs eine gewisse Verwandtschaft herrscht. Zahlreiche Beweise liefern dafür die altertümlichen Namen, die in beiden Ländern übereinstimmend vorkommen. Und doch gibt es in Norwegen keine eigentliche Aristokratie; aber wenn hier auch Demokratie herrscht, so verhindert das keineswegs, im höchsten Grad aristokratisch zu sein. Hier sind sich sozusagen alle an Höhe, statt an Niedrigkeit gleich. Bis in die geringsten Hütten findet man noch den hoch in Ehren gehaltenen Stammbaum, der keineswegs dadurch, daß er in plebejischer Erde Wurzel faßte, minderwertig geworden ist. Hier verteilen sich die Schilder der vornehmen Familien aus der Feudalzeit, von denen diese einfachen Bauern abstammen.

Genau dasselbe war der Fall mit den Hansens von Dal, die, wenn man auch nur entfernt, jedenfalls verwandt sind mit den gleichnamigen, bald nach dem Einfall Rollons von der Normandie geschaffenen Pairs von England. Nehmen sie auch nicht deren hohen Rang ein und erfreuen sie sich nicht des gleichen Reichtums, so haben sie sich doch mindestens den alten Stolz bewahrt, oder vielmehr eine gewisse Würde, die ja in jeder gesellschaftlichen Stellung am Platz ist.

Doch das kümmerte sie nicht. Trotz seiner Vorfahren von hoher Geburt war Harald Hansen doch Gastwirt in Dal geworden. Das Haus rührte schon von seinem Vater und seinem Großvater her, an deren Stellung im Land er sich gern erinnerte. Nach ihm hatte auch seine Witwe das Geschäft in einer Art und Weise fortgesetzt, die ihr die öffentliche Achtung sicherte.

Ob schon Harald bei seinem Geschäft Vermögen erworben hatte, ist nicht bekannt geworden; sicherlich hatte er seinen Sohn Joël und seine Tochter Hulda auf- und erziehen können, ohne daß den Kindern ihre erste Lebenszeit zu beschwerlich gewesen wäre. Außerdem hatte er auch den Sohn einer Schwester seiner Frau, Ole Kamp, den der Tod seiner Eltern seiner Sorge anvertraute, ganz wie seine eigenen Sprößlinge erzogen. Ohne seinen Onkel Harald wäre dieser Waisenknabe unzweifelhaft eines jener armen kleinen Wesen geworden, die nur zur Welt kommen, um sie baldigst wieder zu verlassen. Ole Kamp erwies seinen Pflegeeltern dafür auch eine wahrhaft kindliche Dankbarkeit, und nichts sollte je imstande sein, die Bande zu sprengen, die ihn mit der Familie Hansen verknüpften. Im Gegenteil sollte seine Verheiratung mit Hulda diese nur noch enger schließen und für das Leben befestigen.

Harald war nun vor 18 Monaten gestorben. Außer dem Gasthaus in Dal hinterließ er seiner Witwe noch einen kleinen, auf dem Berg gelegenen »Säter«. Der Säter ist eine Art einzeln liegender Farm von im

allgemeinen geringen, oft ganz verschwindendem Ertrag. Gerade die letzten Monate waren ziemlich ungünstig gewesen. Alle Kulturen hatten darunter zu leiden gehabt, selbst die bloßen Weiden, und zwar infolge jener »eisernen Nächte«, wie der norwegische Bauer sagt, Nächte mit eiskaltem Nordostwind, die Felder und Wiesen bis tief hinab ausdörren und schon so manchen Bauern von Telemarken und Hardanger dem Untergang nah gebracht haben.

Wenn Frau Hansen gewiß über ihre Lage klar war, so hatte sie darüber doch gegen niemand, selbst nicht gegen ihre Kinder, etwas fallen lassen. Von kühlem, schweigsamem Charakter, war sie natürlich wenig mitteilbar, was Joël und Hulda oft genug schmerzlich empfanden. Bei der in den nördlichen Gegenden angeborenen Achtung vor dem Haupt der Familie hatten sie jedoch stets hierüber die größte Zurückhaltung bewahrt, so peinlich ihnen das zuweilen sein mochte. Frau Hansen nahm auch nicht gern Rat oder Hilfe an, da sie – nach dieser Seite eine echte Norwegerin – von der Sicherheit des eigenen Urteils unerschütterlich überzeugt war.

Frau Hansen zählte jetzt 50 Jahre. Hatte das Alter auch ihre Haare gebleicht, so hatte es doch weder ihre hohe Gestalt gebeugt, noch die Lebhaftigkeit des glänzenden blauen Auges verblassen können, dessen Azur sich in den Augen ihrer Tochter widerspiegelte.

Ihr Teint allein hatte den gelblichen Schein von Aktenpapier angenommen, und einige Falten begannen die freie Stirn zu runzeln.

»Die Madame«, wie man von den Frauen niederer Stände in ganz Skandinavien sagt, trug stets einen großfaltigen schwarzen Rock als Zeichen der Trauer, den sie seit dem Ableben ihres Gatten Harald noch niemals abgelegt hatte. Durch den Ausschnitt ihres Leibchens traten die Ärmel eines ungebleichten Leinwandhemdes hervor. Ein dreieckiges Tuch von dunkler Farbe kreuzte sich über ihrer Brust, hier bedeckt vom Latz der Schürze, die auf dem Rücken mit großen Spangen zusammengehalten wurde. Den Kopf bedeckte stets ein dichtes Seidenmützchen, eine Art Kinderhaube, die man sonst nur selten sieht. In gerader Haltung auf dem Holzlehnstuhl sitzend, ließ die ernste Gastwirtin von Dal ihr Spinnrad nur aus den Händen, um eine kleine Birkenholzpfeife zu rauchen, deren Wolken sie mit einem leichten Nebel umgaben.

Ohne die Anwesenheit der beiden Kinder hätte das Haus wirklich einen etwas düsteren Eindruck gemacht.

Es war ein tüchtiger Bursche, der Joël Hansen. 25 Jahre alt, hübsch gewachsen und von großer Gestalt, wie die meisten Bergbewohner Norwegens, bewahrte er einen stolzen Ausdruck ohne Zumischung abstoßender Windbeutelei, und eine entschlossene Haltung ohne Furchtsamkeit. Neben dunkelblondem, fast kastanienfarbenem Haar hatte er tiefblaue, fast schwarze

Augen. Sein Anzug ließ die breiten Schultern, die sich nicht leicht beugten, günstig hervortreten, ebenso die mächtige Brust, in der ein paar Bergführerlungen ruhig funktionierten, die kräftigen Arme und die Beine, die zu den beschwerlichen Besteigungen der hohen Fjelds von Telemarken wie geschaffen schienen. So wie man ihn für gewöhnlich sah, mußte man den jungen Mann für einen Kavalier halten. Sein mit Schulterlätzen versehenes bläuliches Jackett, das an der Brust eng anschloß, verlief an der Vorderseite in zwei sich kreuzenden Aufschlägen und zeigte auf dem Rücken bunte Verzierungen, etwa wie man in der Bretagne gelegentlich keltische Westen findet. Der Hemdkragen hatte einen rundlichen Ausschnitt. Das gelbe Beinkleid war unter dem Knie durch ein Band mit Schnalle gehalten. Auf seinem Kopf saß ein breitkrepziger Hut mit schwarzer Schnur und roter Einfassung. Die Unterschenkel umschlossen grobe Stoffgamaschen oder dicksohlige Stiefel mit niedrigen Absätzen, in denen das Fußgelenk, wie bei den Stiefeln der Strandfischer unter tiefen Falten fast verschwand.

Seinem Beruf nach war Joël eigentlich Bergführer im Gerichtsbezirk von Telemarken und bis weit nach den Gebirgsstöcken von Hardanger hinein. Stets bereit, mit aufzubrechen und niemals zu ermüden, verdiente er wirklich, mit jenem Rollon der Läufer, einem sagenberühmten norwegischen Helden, verglichen zu werden. Zuweilen begleitete er englische Sportsleute, die

gern hierher kommen, um den »Riper« zu schießen, jenen fetteren Ptarmigan, als den der Hebriden, und den »Jerper«, ein höchst wohlschmeckendes Rebhuhn, das weit zarter ist, als das schottische. Mit Einbruch des Winters lockte sie dagegen die Jagd auf Wölfe hierher, wenn diese, von Hunger getrieben, sich während der schlechten Jahreszeit über die geforenen Seen hinabwagten. Im Sommer wieder die Jagd auf Bären, wenn diese Tiere, von ihren Jungen gefolgt, frisches Grasfutter zu suchen kommen, denen man meist auf Plateaus von 1000 bis 1200 Fuß Höhe nachspüren muß.

Mehr als einmal verdankte Joël sein Leben nur der ungeheuren Körperkraft, die es ihm ermöglichte, den Umarmungen der gewaltigen Tiere zu widerstehen, und seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, die ihm gestattete, sich ihnen zu entwinden.

Hatte er aber keine Touristen durch das Vestfjorddal zu führen und keine Jäger nach den verlassenem Fjelds, so beschäftigte sich Joël mit dem kleinen, etwas entfernt in den Bergen gelegenen Säter. Hier wohnte ein im Sold von Frau Hansen stehender junger Schäfer, dem es oblag, ein halbes Dutzend Kühe und etwa 30 Stück Schafe zu versorgen, da der Säter außer Weiden kein Kulturland enthielt. Von Natur war Joël zuvorkommend und dienstwillig und deshalb in allen Gaards von Telemarken bei allen Leuten beliebt. Für

drei Wesen aber bewahrte er eine grenzenlose Hingebung, und diese waren neben seiner Mutter Ole und seine Schwester Hulda.

Als Ole Kamp Dal verlassen hatte, um sich zum letzten Mal einzuschiffen, beklagte es Joël schmerzlich, seine Schwester nicht gleich ausstatten zu können, um ihr den Verlobten zu erhalten. Wäre er das Leben auf dem Meer gewöhnt gewesen, so hätte er gewiß keinen Augenblick gezögert, an Stelle seines Veters auf den Fischfang auszuziehen. Zum Anfang der neuen Ehe bedurfte es jedoch einigen Geldes. Da auch Frau Hansen sich nach dieser Seite nicht verpflichtet gehabt hatte, erkannte Joël daraus, daß sie von dem Besitztum der Familie nichts abzugeben vermöge. Ole hatte also in weite Ferne, nach der anderen Küste des Atlantischen Ozeans, ziehen müssen, und Joël begleitete ihn auf der Straße nach Bergen bis zur letzten Grenzmarke ihres Heimattals. Nachdem er ihn da lange umarmt gehalten, hatte er ihm noch eine gute Fahrt und glückliche Heimkehr gewünscht; dann war er nach Hause zurückgekehrt, um seine Schwester zu trösten, die er nicht nur wie ein Bruder, sondern fast auch wie ein Vater liebte.

Hulda zählte zu jener Zeit 18 Jahre. Sie spielte nicht etwa die »Piga«, wie man die Aufwärterinnen in den norwegischen Gasthäusern nennt, sondern weit mehr das »Fröken«, die Miß der Engländer, das Fräulein der Deutschen, wie ihre Mutter die »Madame« des Hauses

war. Welch reizendes von blondem, fast goldglänzendem Haar umrahmtes Gesicht, das unter dem leichten Leinenhäubchen, das hinten offen war, um die langen, dicken Flechten hinabfallen zu lassen, hervorschaute! Welch hübsche Taille unter dem roten, grün eingefassten, prächtig anliegenden Leibchen, das am Brustplatz ein wenig offenstand und mit bunten Stickereien verziert war, während das schneeweiße Hemd daraus hervorsah, dessen Ärmel an den Handgelenken von Bändern zusammengehalten wurden! Dazu nehme man noch den roten Gürtel mit Silberfiligranschloß, der den grünlichen Rock hielt, über den sich noch eine Schürze mit bunten Vierecken breitete; und darunter glänzte der weiße Strumpf hervor, der in dem recht hübschen mit Fransen versehenen Schuhwerk, wie es in Telemarken üblich ist, verschwand.

Ja, die Verlobte Oles war reizend mit der etwas melancholischen und gleichzeitig lächelnden Physiognomie der Mädchen des Nordens. Wenn man sie sah, dachte man unwillkürlich an jene »blonde Hulda«, deren Namen sie führte und welche die skandinavische Mythologie als glückverheißende Fee um den häuslichen Herd schweben läßt.

Ihre mädchenhafte, bescheidene und kluge Zurückhaltung tat doch der lebenswürdigen Gewandtheit,

mit der sie die Tagesgäste der Herberge zu Dal empfing, keinen Eintrag, und man kannte sie in der ganzen Touristenwelt. War es nicht eine besondere Anziehung, mit Hulda einen »Shake-Hand« zu wechseln, jenen herzlichen Händedruck, mit dem man hier jeden und jede bewillkommt? Und hatte man dann zu ihr gesagt: »Ich danke für das Mahl, Tak for mad!« Wie lieblich klang es dann, wenn sie mit ihrer frischen, wohl-tönenden Stimme erwiderte:

»Möge es Ihnen wohlbekommen, Wel bekomme!«

4. KAPITEL

Ole Kamp war seit 1 Jahr abgereist. In seinem Brief hatte er mitgeteilt, daß dieser Fischfang, der Winterfischfang an den Gestaden von Neufundland, recht beschwerlich sei. Wenn die Leute hier Geld verdienen, so verdienen sie meist ziemlich viel, hier kommen jedoch häufig plötzliche Windstöße vor, die binnen wenigen Stunden ganze Fischerflottillen zerstören. Dafür wimmelt es aber von Fischen in den Gründen von Neufundland, und wenn die Mannschaften vom Glück begünstigt sind, finden sie auch reichen Ersatz für die Mühen und Gefahren, die diese stürmische Gegend bietet.

Im übrigen sind die Norweger vortreffliche Seeleute, die über ihre harte Arbeit nicht murren. Inmitten der Fjorde der Landesküste von Christiansand bis zum Nordkap, zwischen den Klippen von Finnmarken, in

den schmalen Wasserstraßen der Lofoten fehlt es ihnen nie an Gelegenheit, sich mit den Launen des Meeres vertraut zu machen. Wenn sie über den nordatlantischen Ozean segeln, um in größeren Gesellschaften nach den Fischgründen der Neuen Welt zu ziehen, haben sie schon manche Probe ihres kühnen Muts abgelegt. Während der Kindheit haben sie schon genug an den Ausläufern der von Westen heranstürmenden Orkane kennengelernt, um diesen auch an ihrer Ursprungsstelle in Neufundland ruhig Trotz zu bieten. Sie kämpfen hier nur gegen den Anfang jener schrecklichen Stürme – das ist der ganze Unterschied.

Die Norweger haben auch gerechte Ursache, etwas stolz zu sein. Ihre Vorfahren waren unerschrockene Seeleute zu der Zeit, als die Hanseaten sich des Handels im ganzen nördlichen Europa bemächtigt hatten. Vielleicht traten sie in grauer Vorzeit mehr als eine Art Seeräuber auf, doch die Seeräuberei war damals einmal allgemein im Schwang. Unzweifelhaft hat sich der Handel seitdem moralisch bedeutend gehoben, obwohl die Vermutung gestattet ist, daß es dabei auch heute nicht ganz mit rechten Dingen zugehen möge.

Wie dem auch sei, die Norweger waren von jeher kühne Seeleute, sind es noch und werden es auch fernhin sein. Ole Kamp war sicherlich nicht dazu geschaffen, seine Abstammung Lügen zu strafen. Seine erste Einführung und Ausbildung in jenen rauen, mühseligen Arbeiten verdankte er einem nun ergrauten Küstenschiffer von Bergen, und auch die ganze Kindheit hatte er schon in diesem Hafen, einem der belebtesten des skandinavischen Königreichs, zugebracht. Ehe er sich auf die weite Fahrt hinaus begab, segelte und schaukelte er in den Fjorden umher, stellte den Nestern der Wasservögel nach und beteiligte sich beim Fang der zahllosen Fische, aus denen der Stockfisch bereitet wird. Nachdem er dann Schiffsjunge geworden war, hatte er zuerst die Ostsee übersegelt, war dann nach der Nordsee und selbst bis hinauf nach den Grenzen des Eismeers gekommen. So machte er mehrere Reisen auf großen Fischerfahrzeugen mit und wurde schon Steuermann, als er kaum 20 Jahre zählte. Jetzt war er 23 Jahre alt.

In der Zeit zwischen seinen Seefahrten unterließ er es nie, die einzige Familie wieder aufzusuchen, die er liebte und die ihm auf der Erde allein geblieben war.

Wenn er sich dann in Dal befand, konnte sich Joël keinen besseren Kameraden wünschen. Er begleitete ihn bei seinen Zügen durch die Berge bis nach den

höchsten Plateaus von Telemarken. Erst durch die Fjorde, nun durch die Fjelds – das war dem jungen Seemann so recht nach dem Sinn, und er blieb gewiß niemals zurück, außer wenn es geschah, um seiner Cousine Hulda Gesellschaft zu leisten.

Zwischen Ole und Joël hatte sich allmählich eine enge Freundschaft entwickelt, und in ganz naturgemäßer Folgerichtigkeit nahm dieses Gefühl gegenüber dem jungen Mädchen eine andere Form an, zumal da Joël ihn fast noch dazu ermunterte. Wo hätte seine Schwester auch in der ganzen Provinz einen besseren Burschen von gleich gewinnendem Wesen, einen ergebeneren Charakter, ein wärmer fühlendes Herz finden können? Huldas Glück mußte gesichert sein, wenn sie Ole zum Mann bekam. Es geschah also unter Zustimmung der Mutter wie des Bruders, daß das junge Mädchen unter diesen Verhältnissen ihren natürlichen Gefühlen keinen Zwang auferlegte. Wenn es die Menschen im Norden auch äußerlich nicht so zur Schau tragen, darf man sie doch keineswegs für unempfindlich halten. Nein, es ist ebenso ihre Art, und diese ist vielleicht besser, als manche andere.

Kurz, eines Tages, als sich alle vier in dem großen Zimmer des Erdgeschosses befanden, sagte Ole ohne jede weitere Einleitung:

»Da kommt mir eine Idee, Hulda!«

»Und welcher?« fragte das junge Mädchen.

»Mir scheint, wir beide sollten einander heiraten.«

»Das meine ich eigentlich auch.«

Ja, das ließe sich hören, fügte Frau Hansen hinzu, als ob es sich um eine schon lange besprochene Angelegenheit handelte.

»Und auf diese Weise, Ole«, bemerkte Joël, »würde ich natürlich dein Schwager werden.«

»Gewiß«, sagte Ole; »es steht aber fest, Joël, daß ich dich dann nur noch mehr liebhaben werde.«

»Wenn das möglich ist!«

»Du wirst's ja sehen!«

»Meiner Treu, ich bin ja schon jetzt befriedigt«, versicherte Joël, der Oles Hand herzlich drückte.

»Nun, das wäre also abgemacht, Hulda?« fragte Frau Hansen.

»Ja, liebe Mutter«, antwortete das junge Mädchen.

»Du glaubst es mir wohl, Hulda«, fuhr Ole fort, »daß ich dich eigentlich schon lange liebe, ohne etwas davon gesagt zu haben?«

»Ich dich auch, Ole.«

»Wie's gekommen ist, weiß ich eigentlich gar nicht zu sagen.«

»Und ich nicht minder.«

»Gewiß kam's daher, Hulda, daß ich dich jeden Tag hübscher und hübscher und immer besser werden sah ...«

»Du gehst etwas zu weit, mein lieber Ole!«

»Gewiß nicht, und ich darf dir das sagen, ohne daß du darum zu erröten brauchst, denn es ist die Wahrheit. Haben Sie's denn nicht bemerkt, Frau Hansen, daß ich Hulda so lieb hatte?«

»Nun ja, ein wenig wohl.«

»Und du, Joël?«

»Ich? Ei, ganz deutlich.«

»Offen gestanden«, meinte Ole lächelnd, »hättet ihr mir das eher sagen können.«

»Aber deine Seereisen, Ole«, mischte sich da Frau Hansen wieder ein, »werden sie dir nicht weit beschwerlicher erscheinen, wenn du verheiratet bist?«

»O, sie würden mich so schwer ankommen«, antwortete Ole, »daß ich eben gar nicht mehr fahren werde, wenn unsere Hochzeit stattgefunden hat.«

»Du willst nicht mehr fahren?«

»Nein, Hulda, könnte ich es über mich bringen, dich ganze Monate zu verlassen?«

»So willst du jetzt zum letzten Mal in See gehen?«

»Ja; doch bei einigem Glück wird diese Fahrt mir gestatten, ein gutes Stück Geld zu auf die Seite zu legen, denn die Herren Gebrüder Help haben mir vertraglich einen vollen Gewinnanteil zugesichert . . . «

»Das sind doch brave Leute!« sagte Joël.

»Sie sind jedes Lobes würdig«, erwiderte Ole, »und alle Seeleute in Bergen kennen sie auch und schätzen sie hoch.«

»Aber, mein lieber Ole«, bemerkte da Hulda, »wenn du dann nicht mehr fährst, was denkst du später zu beginnen?«

»Nun, ich werde der Teilhaber Joëls. Ich habe ja gute Füße, und sollten diese noch nicht ausreichen, werd' ich mir durch Übung solche zu verschaffen wissen. Übrigens hab' ich noch an ein Geschäft gedacht, das vielleicht gar nicht übel wäre. Warum sollten wir nicht eine Art Botendienst zwischen Drammen, Kongsberg und den Gaards von Telemarken einrichten? Die jetzigen Verbindungen sind weder bequem, noch regelmäßig, und dabei wäre wohl noch Geld zu verdienen. Mit einem Wort, ich habe so meine Gedanken, abgesehen von . . . «

»Von was?«

»O nichts! Das wird sich bei meiner Rückkehr zeigen. Ich sage euch voraus, daß ich stets entschlossen bin, alles zu tun, um Hulda zur beneidetsten Frau des ganzen Landes zu machen. Ja, ich bin fest entschlossen.«

»Wenn du wüßtest, Ole, wie leicht das sein wird!« antwortete Hulda, ihm die Hand entgegenstreckend. »Ist's nicht zur Hälfte schon geschehen, und gibt es irgendwo ein ebenso glückliches Haus, wie unser Haus in Dal?«

»Frau Hansen hatte einen Augenblick den Kopf gewendet.

»Also«, wiederholte Ole in freudigem Ton, »die Sache ist abgemacht?«

»Ja freilich«, versicherte Joël.

»Und wir brauchen nicht weiter darüber zu sprechen?«

»Niemals.«

»Es wird dir doch nicht leid werden, Hulda?«

»Gewiß nicht.«

»Was die Bestimmung eures Hochzeitstags betrifft, denk' ich, wir warten lieber deine Heimkehr ab«, fügte Joël hinzu.

»In Ordnung; doch ich müßte geradezu Unglück haben, wenn ich nicht vor Ablauf eines Jahres zurückgekehrt wäre, um Hulda nach der Kirche von Moel zu führen, wo der Pastor Andresen es nicht abschlagen wird, uns seinen besten Segen zu erteilen!«

Auf diese Weise war also die Heirat Hulda Hansens mit Ole Kamp beschlossen worden.

8 Tage später sollte der junge Seemann auf seinem Schiff in Bergen wieder eintreffen. Bevor sie jedoch voneinander schieden, sollten die beiden Zukünftigen, nach der wirklich rührenden Sitte der skandinavischen Länder, erst feierlich verlobt werden.

In dem einfachen, ehrbaren Norwegen herrscht ziemlich allgemein der Gebrauch, sich öffentlich zu verloben, bevor man heiratet. Zuweilen wird die Hochzeit gar erst 2 bis 3 Jahre später gefeiert. Erinnert das nicht

an die Gepflogenheiten in den ersten Tagen der christlichen Kirche? Man darf aber nicht glauben, daß die Verlobung hier nur auf einen einfachen Austausch von Worten hinauslaufe, deren Wert doch nur auf Treue und Glauben der Beteiligten beruht. Nein, das Gelübde wird hier ernster genommen, und wenn dieser Akt auch nicht gerade durch das Gesetz anerkannt ist, so steht er als eine Art natürlichen Gesetzes doch überall in höchstem Ansehen.

Es handelte sich also bezüglich Huldas und Ole Kamps um die Anordnung einer Zeremonie, die der Pastor Andresen leiten sollte. In Dal selbst gab es keinen Geistlichen, ebensowenig wie in den Gaards der Nachbarschaft. Dagegen finden sich in Norwegen gewisse Orte, die sich »Sonntagsstädte« nennen, wo sich ein Pfarrhof, ein »Praestegjeld« befindet. Dort versammeln sich zum Gottesdienst die bedeutenden Familien der Parochie. Sie haben meist sogar eine Art Absteigequartier, um sich 24 Stunden, das heißt so lange, wie die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten in Anspruch nimmt, aufzuhalten. Dann kehrt alles wie von einem Pilgerzug heim. Dal besitzt zwar eine Kapelle, dahin kommt der Geistliche aber nur auf besonderes Verlangen und zur Ausübung von Amtsgeschäften, die nicht öffentlicher, sondern privater Natur sind.

Moel liegt von hier übrigens nicht weit entfernt, nur etwas über dreiviertel Meilen – das heißt 10 Kilometer

von Dal bis zum Ende des Tinn-Sees. Der Pastor Andresen aber war ein gefälliger Mann und guter Fußgänger.

Pastor Andresen wurde also gebeten, der Verlobung in der doppelten Eigenschaft als Diener der Kirche und Freund der Familie Hansen zu assistieren. Letztere kannte ihn und er sie schon seit längerer Zeit; er hatte Hulda und Joël aufwachsen sehen und liebte sie ebenso wie den »jungen Seebären« Ole Kamp. Nichts hätte ihm mehr Vergnügen gewähren können als diese Heirat; das war eine Gelegenheit, die für das ganze Vestfjorddal zur Festlichkeit zu werden versprach.

Es versteht sich von selbst, daß Pastor Andresen eines schönen Morgens seine weißen Bäffchen anlegte, den Kreppüberwurf über den Arm schlug, der das Gebetbüchlein trug, und bei übrigens ziemlich regnerischem Wetter aufbrach. Er traf in Gesellschaft Joëls ein, der ihm entgegengegangen war. Der Leser möge sich selbst ausmalen, welch freundlichen Empfang er im Haus von Frau Hansen fand, und daß er natürlich das schönste Zimmer im Erdgeschoß angewiesen erhielt, das die ausgestreuten frischen Wacholderzweige wie eine Kapelle durchdufteten.

Am folgenden Tag, und zwar schon ziemlich zeitig, öffnete sich die kleine Kirche von Dal. Hier schwor vor dem Pfarrer und seinem Gebetbuch, in Gegenwart einiger Freunde und Nachbarn des Gasthauses, Ole, seine Hulda zu heiraten und Hulda schwor, Ole zu heiraten, wenn er von der letzten Fahrt zurückkam, die der

junge Seemann eben noch unternehmen wollte. 1 Jahr Erwartung ist zwar lang, aber es vergeht ja auch zwei Liebenden, wenn beide einander sicher sind.

Von nun an konnte Ole die, welche seine verlobte Braut geworden war, nur aus schwerwiegenden Gründen wieder verlassen, und Hulda durfte nicht die Treue brechen, die sie Ole geschworen hatte, ja, wenn Ole nicht wenige Tage nachher abgereist wäre, so hätte er das Recht beanspruchen können, das jene Zeremonie ihm verlieh: er konnte das junge Mädchen besuchen, wann es ihm beliebte, ihr schreiben, so oft er wollte, sie beim Spaziergehen Arm in Arm begleiten, selbst in Abwesenheit ihrer Familie, und bei allen Festlichkeiten und sonstigen Gelegenheiten den Vorzug genießen, allein mit ihr zu tanzen.

Ole Kamp hatte jedoch nach Bergen zurückkehren müssen. 8 Tage später war die ›Viken‹ nach den Fischgründen von Neufundland abgesegelt, und nun hatte Hulda nur die Briefe zu erwarten, die ihr Verlobter mit jeder Postgelegenheit nach Europa zu senden versprochen hatte.

Die stets mit Ungeduld erwarteten Briefe blieben denn auch nicht aus. Sie verbreiteten dann einen neuen Schimmer von Glück in dem seit der Abreise etwas traurigeren Haus.

Die Reise selbst verlief unter ganz günstigen Verhältnissen. Der Fischfang war ergiebig und mußte einen ansehnlichen Ertrag liefern. Am Ende jedes Briefs aber

sprach Ole von einem gewissen Geheimnis und von den Schätzen, die ihm dieses zuführen müsse. Dieses Geheimnis hätte Hulda gar zu gern gekannt, aber außer ihr auch Frau Hansen, aus Gründen, die der Leser nur schwer erraten dürfte.

Frau Hansen wurde allmählich immer düsterer, unruhiger und verschlossener, und ein Umstand, den sie nicht einmal ihren Kindern gegenüber erwähnte, konnte ihre Sorge leider nur vergrößern.

3 Tage nach dem letzten Brief von Ole, am 19. April, kehrte Frau Hansen allein aus der Sägemühle zurück – wo sie beim Werkführer Lengling einen Sack Holzspäne bestellt hatte – und war jetzt eben auf dem Heimweg. Nicht weit von ihrer Tür trat ein Mann auf sie zu, der offenbar nicht aus dieser Gegend war.

»Sie sind doch wohl Frau Hansen?« fragte der Fremde.

»Ja«, antwortete sie, »doch ich kenne Sie nicht.«

»O, das macht nichts«, erwiderte der Mann. »Ich bin diesen Morgen von Drammen gekommen und kehre auch dahin zurück.«

»Von Drammen?« rief Frau Hansen lebhaft.

»Kennen Sie wohl einen gewissen Herrn Sandgoist, der dort wohnt?«

»Herrn Sandgoist!« wiederholte Frau Hansen, deren Gesicht bei Nennung dieses Namens erbleichte. »Ja . . . , den kenne ich.«

»Nun gut; als Herr Sandgoist erfuhr, daß ich mich nach Dal begeben, hat er mich beauftragt, Ihnen einen Gruß von ihm zu überbringen.«

»Und . . . weiter nichts?«

»Nichts, außer daß ich Ihnen sagen soll, er werde Sie wahrscheinlich im nächsten Monat einmal aufsuchen! – Lassen Sie sich's wohl gehen, und gute Nacht, Frau Hansen!«

5. KAPITEL

Hulda war in der Tat betroffen über die Zähigkeit, mit der Ole in seinen Briefen immer und immer wieder von dem Glücksfall sprach, den er bei seiner Rückkehr erwarte. Worauf gründete der junge Mann diese Hoffnung? Hulda konnte es nicht erraten, und es verlangte sie doch so sehr, es zu wissen. Man wird ihr eine so natürliche Neugier schon verzeihen dürfen, da sie eigentlich mehr eine liebende Ungeduld zu nennen war. Das ehrsame, einfache Kind war nicht etwa ehrgeizig, noch hatten sich ihre Zukunftsträume je bis zu dem verstiegen, was man Reichtum nennt. Ihr genügte ja die Liebe Oles jetzt, und die würde ihr stets genügen. Sollten sie einmal reich werden, nun, so würde sie sich darüber recht freuen; wäre es nicht der Fall, so würde sie sich darum gewiß auch nicht grämen.

So lauteten eben die Ansichten Huldas und Joëls, die sie am Tag nach dem Eintreffen des letzten Briefs von Ole äußerten; über diese Angelegenheit hatten beide

genau dieselben Gedanken, wie überhaupt über alles andere.

Da sagte Joël jedoch noch:

»Nein, es ist unmöglich, Schwesterchen! Du mußt mir unbedingt etwas verhehlen!«

»Ich, dir verhehlen?«

»Ja! Daß Ole abgereist wäre, ohne dir wenigstens etwas von seinem Geheimnis mitzuteilen, ist ja ganz unglaublich!«

»Hat er dir ein Wort davon gesprochen, Joël?« antwortete Hulda.

»Nein, Schwester; ich bin auch nicht du.«

»Doch, du bist ich, Bruder.«

»Ich bin nicht die Braut von Ole.«

»Beinah doch«, erklärte das junge Mädchen, »denn wenn ihm ein Unfall zustieße, wenn er von dieser Fahrt nicht zurückkehrte, würdest du dich davon getroffen fühlen, wie ich, und deine Tränen würden ebenso fließen, wie die meinigen.«

»Aber, Schwesterchen, nein«, entgegnete Joël, »solche Gedanken solltest du dir nicht machen! Ole nicht zurückkommen von dieser letzten Fahrt auf die Hochseefischerei! Sprichst du wirklich im Ernst, Hulda?«

»Nein, gewiß nicht, Joël! Und doch ... Ich weiß nicht ... mich foltern gewisse Ahnungen ... böse Träume!«

»Träume, liebe Hulda, sind weiter nichts als Träume.«

»Ja freilich, doch woher kommen sie?«

»Aus uns selbst und nicht etwa von oben. Du hast aber Angst, und diese Angst ist es, die dich auch im Schlaf bedrückt. So geschieht es ja fast immer, wenn man etwas recht lebhaft wünscht und der Zeitpunkt herannaht, wo diese Wünsche sich verwirklichen sollen.

»Ich weiß, Joël.«

»Wahrlich, ich hätte dich für stärker gehalten, liebe Schwester, ja, für entschlossener! Bedenke doch, du hast kaum einen Brief erhalten, in dem Ole dir mitteilt, daß die ›Viken‹ im Laufe 1 Monats zurück sein werde, und du setzest dir solche Sorgen in den Kopf!«

»Nein, sie wohnen im Herzen, lieber Joël.«

»Nun haben wir schon den 19. April«, fuhr Joël fort. »Ole muß zwischen dem 15. und 20. Mai heimkehren; da scheint es mir wirklich nicht zu zeitig, mit den Vorbereitungen zu Eurer Hochzeit zu beginnen.«

»Denkst du schon daran, Joël?«

»Ob ich daran denke, Hulda! Ich meine sogar, wir kommen damit etwas zu spät. Überleg dir nur! Es handelt sich um eine Hochzeit, die nicht nur Dal allein, sondern auch alle benachbarten Gaards in freudige Bewegung setzen wird. Ich erwarte, daß sie sehr schön ausfällt, und werde es mir angelegen sein lassen, dazu mitzuwirken.«

Eine Feierlichkeit dieser Art ist nämlich in Norwegen im allgemeinen und in Telemarken insbesondere keine

Kleinigkeit; nein, sie geht nie ohne einiges Aufsehen vonstatten.

Noch denselben Tag hatte Joël über diese Frage also ein Gespräch mit seiner Mutter, und zwar sehr kurz, nachdem Frau Hansen durch das Zusammentreffen mit dem Mann, der ihr den demnächstigen Besuch Sandgoists von Drammen ankündigte, recht peinlich überrascht worden war. Sie hatte sich in dem bequemen Lehnstuhl in der großen Stube niedergesetzt und drehte, in Gedanken versunken, mehr mechanisch das Spinnrad.

Joël erkannte sofort, daß seine Mutter ungewöhnlich bedrückt erschien, doch da sie auf jede Frage nach der Ursache ihrer Verstimmung nur mit einem: »Es ist nichts!« antwortete, so glaubte ihr Sohn wegen der Hochzeit Huldas mit ihr reden zu können.

»Du weißt, liebe Mutter«, begann er, »daß Ole uns in seinem letzten Schreiben seine hoffentlich baldige Rückkehr nach Telemarken gemeldet hat, wo er schon nach wenigen Wochen einzutreffen gedenkt.«

»Das wäre ja zu wünschen«, erwiderte Frau Hansen, »und möge ihm jede Verzögerung erspart bleiben!«

»Hättest du irgend etwas einzuwenden, wenn wir die Hochzeit auf den 25. Mai festsetzten?«

»Wenn Hulda damit einverstanden ist, ganz und gar nichts.«

»Sie hat schon ihre Zustimmung so gut wie erklärt. Und nun frage ich dich, liebe Mutter, ob es nicht auch

deine Absicht ist, diesen Tag recht ordentlich zu feiern.«

»Was verstehst du unter recht ordentlich feiern?« fragte Frau Hansen, ohne die Augen von ihrem Spinnrad zu erheben.

»Nun, ich verstehe darunter – natürlich deine Einwilligung vorausgesetzt – daß die Zeremonie unserer Stellung im Bezirk entsprechend veranstaltet wird. Wir müssen dazu alle Bekannten einladen, und sollte unser Haus für alle Gäste auch nicht ausreichen, so werden die Nachbarn gern bereit sein, diese einmal aufzunehmen.«

»Wen denkst du dir denn als Gäste?«

»O, ich meine, wir müßten doch alle unsere Freunde aus Moel, aus Tiness und Bamble einladen, und das würde ich schon besorgen. Ich bilde mir auch ein, die Anwesenheit der Gebrüder Help, der Reeder aus Bergen, könnte unserer Familie nur zur Ehre gereichen und – ich wiederhole, mit deiner Zustimmung – würde ich ihnen anbieten, einen Tag in Dal zuzubringen. Es sind brave Leute, die Ole herzlich lieben, und ich bin überzeugt, daß sie die Einladung annehmen werden.«

»Ist es denn notwendig«, warf Frau Hansen ein, »daß wir die Hochzeit mit so großem Aufwand feiern?«

»Ich glaub' schon, Mutter, und es scheint mir schon allein angezeigt im Interesse unseres Gasthauses hier in Dal, das doch, soviel ich weiß, seit dem Tod des Vaters an Wert und Ansehen nicht verloren hat.«

»Nein . . . Joël . . . nein!«

»Ist es nicht geradezu unsere Pflicht, es wenigstens in demselben Zustand zu erhalten, wie er es hinterlassen hat? Wenn das der Fall ist, halte ich es auch für nützlich, der Hochzeit meiner Schwester etwas äußeren Glanz zu verleihen.«

»Nun ja, du hast recht, Joël.«

»Und ist es dann nicht Zeit, daß Hulda sich mit den nötigen Vorbereitungen beschäftigt, damit von ihrer Seite keine Verzögerung eintritt? Was meinst du dazu, liebe Mutter?«

»Du und Hulda, ihr mögt für alles sorgen, was ihr für nötig haltet«, antwortete Frau Hansen.

Nach Obigem gewinnt es vielleicht den Anschein, als ob Joël etwas zu sehr drängte, während es richtiger gewesen wäre, erst die Heimkehr Oles abzuwarten, um den Tag der Trauung zu bestimmen und die nötigen Vorbereitungen zu beginnen. Er meinte jedoch, was einmal getan sei, brauchte nicht erst noch getan zu werden; ferner werde Hulda eine Zerstreung finden, wenn sie sich mit den tausend Einzelheiten beschäftigte, die ein Vorhaben dieser Art allemal mit sich bringt. Ihm erschien es wichtig, sie von ihren schlimmen Ahnungen, die bis jetzt übrigens durch gar nichts bekräftigt wurden, sich nicht allzusehr einnehmen zu lassen.

Zunächst galt es nun die Wahl einer Brautjungfer, die jedoch keine Schwierigkeiten bereiten konnte, da

sie schon im voraus getroffen war. Als solche mußte ein liebenswürdiges, junges Mädchen aus Bamble, die vertrauteste Freundin Huldas, fungieren. Ihr Vater, der Pächter Helmboe, bewirtschaftete einen der größten Gaards der ganzen Provinz. Der wackere Mann war auch nicht ohne Vermögen. Schon seit längerer Zeit hatte er den achtenswerten Charakter Joëls kennengelernt, und – wir dürfen es wohl aussprechen – seine Tochter schätzte den jungen Mann nicht minder auf ihre Weise. Es lag sonach die Wahrscheinlichkeit nah, daß Hulda, nachdem Sigrid erst bei ihr als Ehrenjungfrau gedient, dieser in nicht ferner Zeit den Liebesdienst vergelten konnte. Das geschieht nämlich in Norwegen nicht selten, denn in den meisten Fällen bleibt diese angenehme Aufgabe verheirateten Frauen vorbehalten. Es lag also eine gewisse Berechnung zugunsten Joëls zugrunde, wenn Sigrid Helmboe der Hulda Hansen diesen Ehrendienst leistete.

Eine sehr wichtige Frage, sowohl für die Braut, als auch für die Brautführerin, bildete die Toilette, die sie für den Trauungstag anlegen würden.

Sigrid, eine reizende Blondine von 18 Jahren, wünschte dabei auf jeden Fall den vorteilhaftesten Eindruck zu machen. Durch eine vertrauliche Mitteilung ihrer Freundin Hulda, die Joël ihr persönlich überbrachte, beschäftigte sie sich, ohne eine Minute zu verlieren, mit dieser Angelegenheit, die allemal etwas Kopfzerbrechen verursacht.

Sie brauchte dazu nämlich ein bestimmtes Leibchen, dessen Stickereien in regelmäßigen Mustern so angeordnet waren, daß sie die Taille Sigrids wie glänzendes Emaille umschlossen. Ferner gehörte dazu ein Rock, der eine ganze Reihe Unterröcke bedeckte, welche der Zahl nach den Vermögensverhältnissen Sigrids entsprachen, ohne daß sie dadurch an der Gefälligkeit ihrer persönlichen Erscheinung Einbuße erleiden durfte. Was den Schmuck betrifft, war es auch wichtig, die Mittelplatte der Halskette aus Silberfiligran und Perlen zu wählen, die Brosche für das Leibchen aus vergoldetem Silber oder aus Kupfer, die Ohrgehänge in Herzform mit freibeweglichen Scheibchen; die Doppelknöpfe, die dazu dienen, den Hals des Hemdes gleich Agraffen zu schließen, den Gürtel aus roter Wolle oder Seide, von denen vier Reihen Kettchen herabhängen, die Ringe mit kleinen Eichel, die mit harmonischem Klang aneinander schlagen, die Armspangen aus durchbrochenem Silber – mit einem Wort, jenen ganzen ländlichen Schmuck, bei dem freilich das Gold nur in ganz dünnen Blättchen vorkommt, das Silber durch Verzinnung ersetzt, das Geschmeide nur dünn gepreßt ist, und wo die Perlen aus geblasenem Glas und die Diamanten aus billigem Kristall bestehen. Nichtsdestoweniger mußte das Auge durch den Gesamteindruck befriedigt werden. Wenn es notwendig

wurde, besann sich Sigrid dazu gewiß keinen Augenblick, die reichen Magazine des Herrn Benett in Christiania zu besuchen, um dort ihre Einkäufe zu machen. Ihr Vater erhob dagegen sicherlich keinen Einspruch; im Gegenteil! Der vortreffliche Mann ließ seine Tochter gern gewähren. Andererseits war Sigrid vernünftig genug, die väterliche Börse nicht übermäßig in Anspruch zu nehmen. Die Hauptsache bei allem war ihr ja nur, an dem betreffenden großen Tag Joël in bestem Licht zu erscheinen.

Für Hulda war diese Frage nicht minder ernst. Die Mode ist nun einmal eine unerbittliche Tyrannin und bereitet den Bräuten bezüglich der Wahl ihrer Toilette manche heimliche Qual.

Hulda mußte nun die langen, bändergeschmückten Flechten, die sonst unter ihrem Mützchen herabfielen, anders ordnen und mußte den breiten, mit Schloß versehenen Gürtel ablegen, der gleichzeitig die Schürze über dem scharlachfarbenen Rock festhält. Sie sollte später nicht mehr das dreieckige Verlobungstuch tragen, das Ole ihr vor seiner Abreise geschenkt, noch die Schnur, an der die kleinen gestickten Ledersäckchen hingen, in denen ein silberner Löffel mit kurzem Handgriff, ein Messer, eine Gabel und ein Nadeletui aufbewahrt werden, da das Gegenstände sind, die eine Frau in ihrem Haus jede Minute braucht.

Nein; gleich nach dem Hochzeitstag sollte Huld-
as Haar frei auf ihre Schultern herabfallen, und die-
ses war so reichlich, daß sie gewiß nicht nötig hat-
te, falsche Haare aus Leinenfasern dazwischenzumen-
gen, wie das die von der Natur weniger begünstigten
jungen Norwegerinnen so häufig tun. Was die eigent-
liche Kleidung und den Schmuck betraf, so brauch-
te Hulda freilich nur aus der Truhe ihrer Mutter zu-
zulangen. Gewisse Einzelheiten der Brauttoilette wer-
den nämlich in ein und derselben Familie von Gene-
ration zu Generation weitervererbt. So sieht man zum
Beispiel stets wieder das goldgestickte Leibchen, den
Samtgürtel, den Rock aus einfarbiger oder bunter Sei-
de, die »Wadmel«-Strümpfe, die goldene Halskette und
die Brautkrone – jene berühmte skandinavische Krone,
die in der besten Truhe sorgsam aufbewahrt wird, eine
prächtige, vergoldete Papparbeit von ziemlicher Höhe,
die dicht mit Sternen besetzt und mit Blätterschmuck
verziert ist, und die den Myrtenkranz oder ein anderes
dementsprechendes Symbol in anderen Ländern Euro-
pas ersetzt. Sicherlich mußte dieser strahlende Heili-
genschein mit seinen zarten Filigranarbeiten, dem tö-
nenden Gehänge und den farbigen Glasperlen daran
das hübsche Gesicht Huld-
as in vorteilhaftester Weise
einrahmen. Die »gekrönte Braut«, wie man dortzulan-
de sagte, mußte dem jungen Gatten Ehre machen. Aber
auch er sollte ihrer würdig erscheinen im glitzernden

Hochzeitsstaat – in der kurzen Jacke mit dicht aneinanderstehenden Silberknöpfen, dem wohlgestärkten, gerade emporstehenden Hemdkragen, dem mit Seidenstickerei geränderten Brustlatz, den engen, an den Knien durch wollige Ballen gehaltenen Beinkleidern, den weichen Kniestrümpfen, gelblichen Stiefeln, und am Gürtel, in der Lederscheide steckend, mit dem skandinavischen Messer, dem »Dolknif«, mit dem der echte Norweger stets ausgerüstet ist.

Unter derartigen Beschäftigungen verstrichen die letzten Wochen des April und die ersten des Mai.

Die Besorgung der Einladungen hatte sich Joël angelegen sein lassen, da ihm sein Geschäft als Führer in dieser Jahreszeit noch einige freie Zeit ließ. Vor allem in Bamble schien er sehr viele Freunde und Bekannte zu haben, denn dahin begab er sich besonders häufig; und wenn er nicht selbst nach Bergen gegangen war, um die Herren Gebrüder Help einzuladen, so hatte er diesen wenigstens geschrieben. Wie er vorausgesetzt, hatten die beiden Herren umgehend und freudig zugesagt, der Hochzeit Ole Kamps, des jungen Steuermanns von der »Viken« beizuwohnen.

Inzwischen war der 15. Mai herangekommen. Von Tag zu Tag konnte man also erwarten, Ole aus dem Schußkarren steigen, die Tür öffnen zu sehen und ihn rufen zu hören:

»Ich bin's! . . . Da bin ich!«

Es galt also, sich nur noch ein wenig zu gedulden. Übrigens war alles bereit. Sigrid bedurfte nur eines Winks, um in vollem Festschmuck zu erscheinen.

Der 16. und 17. verliefen ohne Änderung der Lage, und das Postschiff von Neufundland hatte auch keinen weiteren Brief gebracht.

»Darüber brauchst du dich nicht zu wundern, Schwesterchen«, wiederholte Joël häufiger. »Ein Segelschiff kann zu leicht Verzögerungen erleiden. Die Fahrt von Saint Pierre Miquelon bis Bergen ist immerhin ziemlich lang. Ach, daß die ›Viken‹ kein Dampfer ist und ich nicht an der Maschine stehe! Ich wollte sie schon mit Gewalt gegen Wind und Wellen laufen lassen, und wenn mir, im Hafen angekommen, auch der Kessel platzte!«

Er führte solche Reden gern, weil er Huldas Unruhe von Tag zu Tag wachsen sah.

Gerade jetzt herrschte übrigens recht schlechtes Wetter in Telemarken. Rauhe Winde jagten über die hohen Fjelds, und diese von Westen wehenden Winde kamen von Amerika her.

»Sie müßten doch eigentlich die Fahrt der ›Viken‹ beschleunigen«, sagte das junge Mädchen wiederholt.

»Ohne Zweifel«, antwortete Joël, »doch wenn sie gar zu zeitig sind, können sie sie auch behindern und zwingen, sich dem Sturm gerade entgegen zu halten. Auf dem Meer tut man nicht immer, was man eben möchte.«

»Du bist also nicht unruhig, Joël?«

»Nein, Hulda, gewiß nicht! Solche Verzögerungen sind ja sehr bedauerlich, aber ebenso natürlich. Nein, ich bin nicht unruhig darum, und wir haben auch gar keine Ursache, es zu sein.«

Am 19. traf in dem Gasthaus ein Reisender ein, der einen Führer wünschte, um ihn auf dem Weg übers Gebirge bis nach der Grenze von Hardanger zu begleiten. Obwohl es ihm recht unangenehm war, Hulda sich selbst zu überlassen, konnte Joël das Verlangen des Fremden doch nicht abschlagen. Er gedachte dabei höchstens 48 Stunden auszubleiben und hoffte, bei der Rückkehr endlich Ole anzutreffen. In Wahrheit fing der brave junge Mann allerdings an, sich ernstlich zu beunruhigen; er ging also an diesem Morgen mit recht schwerem Herzen fort.

Am folgenden Tag, genau um 1 Uhr nachmittags, klopfte jemand an die Tür des Gasthauses.

»Sollte das Ole sein?« rief Hulda.

Sie sprang auf, um zu öffnen.

Vor dem Haus zeigte sich, noch auf dem Sitz des Schußkarrens, ein Mann im Reisemantel, dessen Gesicht ihr völlig unbekannt war.

6. KAPITEL

»Ist das das Gasthaus von Frau Hansen?«

»Jawohl«, antwortete Hulda.

»Ist wohl Frau Hansen selbst zu Hause?«

- »Nein, doch sie wird bald wiederkommen.«
»Bald?«
»Augenblicklich; wenn Sie vielleicht mit ihr zu sprechen haben . . . «
»Keineswegs; ich habe ihr nichts zu sagen.«
»Wünschen Sie ein Zimmer?«
»Ja, das beste des Hauses.«
»Und soll ich Ihnen ein Mittagsmahl herrichten?«
»So schnell wie möglich, und sehen Sie darauf, daß mir das beste, was Küche und Keller bieten, vorgesetzt wird.«

Diese Worte wurden zwischen Hulda und dem Reisenden gewechselt, noch ehe dieser aus dem Wagen stieg, den er zur Fahrt durch die tiefen Wälder, über die Seen und durch die Talgründe des mittleren Norwegens bis ins Herz von Telemarken benutzt hatte.

Man kennt wohl schon vielfach das Gefährt, den Transportapparat, den die Skandinavier ganz besonders bevorzugen: eine lange Gabeldeichsel, zwischen der ein Pferd mit Holzkummet läuft, das meist gelblich von Farbe und von starker Mähne ist. Es wird durch einen Strang geleitet, der nicht als Gebiß durch den Maul verläuft, sondern an der Nase befestigt ist. Dazu zwei große einfache Räder, deren federlose Achse einen kleinen farbigen, kaum für eine Person hinreichenden Sitzkasten trägt – von einem Verschlag, einem Schutzleder oder Fußtritt ist keine Rede – und hinter dem Sitz ein Brett, auf dem der »Skydskarl«

Platz nimmt. Das Ganze ähnelt etwa einer gewaltigen Spinne, deren doppeltes Netz die beiden Räder des Gefährts darstellen. Und mit diesem sehr urwüchsigem Werk der Wagenbaukunst kann man sehr wohl Strecken von 15 bis 20 Kilometern ohne große Belastung zurücklegen.

Auf ein Zeichen des Reisenden beeilte sich dessen Bursche, das Pferd zu halten. Dann erhob sich jene Persönlichkeit, schüttelte und streckte sich und stieg nicht ohne einige Anstrengung herab, was man aus seinem übellaunigen Murren abnehmen konnte.

»Mein Wagen kann doch wohl eingestellt werden?«

»Ja, gewiß«, versicherte Hulda.

»Und mein Pferd kann auch Futter haben?«

»Ich werde es nach dem Stall bringen.«

»Daß es nur gut versorgt wird!«

»Seien Sie darum außer Sorge. Darf ich fragen, ob Sie mehrere Tage in Dal zu verweilen gedenken?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Pferd und Wagen wurden nach einem innerhalb der Umfriedung errichteten offenen Schuppen gebracht, der schon am Fuß des Berges unter dem Schutz von Baumkronen stand. Es war das der einzige Schuppen und Stall zugleich, der sich bei dem Gasthaus vorfand, doch genügte er stets für die hier weilenden Gäste.

Bald nachher war der Reisende, wie er es verlangt hatte, im besten Zimmer des Hauses untergebracht. Nachdem er den weiten Überrock abgelegt, wärmte er

sich vor einem tüchtigen Holzfeuer, das er hatte anzünden lassen. Um seine wenig anheimelnde Laune zu verbessern, empfahl Hulda der »Piga«, ja das möglich beste Mittagsbrot zu bereiten. Diese »Piga« war ein kräftiges Mädchen aus der Umgebung, die während des Sommers in der Küche und bei den gröberen häuslichen Arbeiten zur Aushilfe diente.

Der Neuankömmling war, obwohl er die 60 überschritten haben mochte, doch noch ein wohlerhaltener Mann. Mager, in der Haltung etwas gebeugt, von mittlerer Größe, knochigem Kopf, glattem Gesicht, mit spitzer Nase und kleinen Augen mit durchbohrendem Blick hinter den großen Brillengläsern, mit einer meist in Falten liegenden Stirn und zu dünnen Lippen, als daß über sie je hätte ein freundliches Wort kommen können, und endlich mit langen, fast klauenartigen Händen bildete er den Typus eines Pfandleihers oder Wucherers. Hulda hatte das Vorgefühl, als ob dieser Reisende dem Haus von Frau Hansen nicht eben Glück bringen dürfte. Daß er von Geburt Norweger war, erkannte man auf den ersten Blick, doch fanden sich in seiner Erscheinung von dem skandinavischen Typus nur die niedrigeren Seiten vereinigt. Sein Reiseanzug bestand aus einem niedrigen, breitkrepfigen Hut, einem Rock aus weißlichem Tuch, einer über der Brust sich kreuzenden Weste, am Knie durch die Schnalle einer Lederstrippe befestigtem Beinkleid und über dem allen aus einer Art bräunlichem Pelz, der inwendig

mit Schaffell gefüttert war – was sich durch die auf den Hochebenen und in den tiefen Tälern Telemarkens noch recht kalten Abende und Nächte hinlänglich erklärte.

Nach dem Namen dieser Persönlichkeit hatte Hulda vorläufig noch nicht gefragt. Sie mußte ihn ja bald erfahren, da sie ihn in das Fremdenbuch des Gasthauses einzutragen hatte.

In diesem Augenblick kehrte Frau Hansen zurück. Ihre Tochter meldete ihr die Ankunft eines Reisenden, der das beste Zimmer und das beste Mittagessen beansprucht hätte. Ob er sich längere Zeit in Dal aufhalten würde, konnte sie nicht sagen, da jener sich darüber nicht ausgesprochen hatte.

»Er hat auch seinen Namen nicht genannt?« fragte Frau Hansen.

»Nein, Mutter.«

»Auch nicht gesagt, woher er käme?«

»Nein.«

»Es ist jedenfalls ein Tourist, und ich bedaure nur, daß Joël nicht zu Hause ist, um sich ihm zur Verfügung stellen zu können. Was tun wir, wenn er einen Führer verlangen sollte?«

»Ich halte ihn für keinen Touristen«, sagte Hulda. »Es ist ein schon bejahrter Mann . . . «

»Doch wenn er kein Tourist ist, was sollte er in Dal wollen?« erwiderte Frau Hansen, vielleicht mehr mit

sich selbst, als mit ihrer Tochter redend, und in einem Ton, der eine gewisse Unruhe erkennen ließ.

Auf diese Frage vermochte Hulda nicht zu antworten, da ihr der Reisende von seinen Absichten ja nichts mitgeteilt hatte.

1 Stunde nach seiner Ankunft trat jener Mann in die große, neben seinem Zimmer gelegene Stube. Beim Erblicken von Frau Hansen blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen.

Offenbar kannte er bisher seine Wirtin von Person ebensowenig, wie diese ihn. Er schritt also auf sie zu und begann, nachdem er sie durch die Brille scharf angesehen und ohne den Hut, den er noch auf dem Kopf trug, nur mit der Hand zu berühren:

»Frau Hansen, wenn ich nicht irre . . . ?«

»Das bin ich, mein Herr«, entgegnete die Wirtin.

In Gegenwart dieses Mannes empfand sie, ganz wie ihre Tochter, eine gewisse Beklemmung, die jenem nicht entgehen konnte.

»Sie sind also die Frau Hansen aus Dal?«

»Ja, natürlich. Haben Sie mir vielleicht etwas Besonderes mitzuteilen?«

»Keineswegs, ich wollte zunächst nur Ihre Bekanntschaft machen. Ich bin ja Ihr Gast. Wollen Sie nun dafür sorgen, daß mir das Essen so bald wie möglich aufgetragen wird.«

»Ihr Mittagsmahl ist bereit«, erklärte Hulda. »Wollen Sie sich gefälligst nach dem Speisezimmer bemühen ...«

»Jawohl.«

Damit ging der Reisende schon nach der ihm von dem jungen Mädchen gezeigten Tür zu. Eine Minute nachher saß er in der Nähe des Fensters vor einem sauber gedeckten Tischchen.

Das Mittagsmahl war sicherlich sehr gut. Auch der verwöhnteste Tourist hätte daran gewiß nichts aussetzen gefunden. Diese wenig geduldige Persönlichkeit ließ es jedoch an Zeichen und Worten für seine Unzufriedenheit nicht fehlen – besonders nicht an Zeichen, denn er schien nicht allzu gesprächiger Natur zu sein. Man konnte sich wohl fragen, ob daran, daß er so anspruchsvoll war, sein schlechter Magen oder seine üble Laune die Schuld trug. Die Kirsch- und Johannisbeersuppe schien ihm wenig zu munden, obgleich sie gewiß vorzüglich zubereitet war. Er berührte weder die Lachsschnitten noch den marinierten Hering. Der zarte, rohe Schinken, ein appetitliches halbes Hühnchen und verschiedene trefflich zugerichtete Gemüse gefielen ihm ebensowenig. Selbst mit der Flasche Saint-Julien und der halben Flasche Champagner schien er unzufrieden zu sein, obwohl diese erwiesenermaßen den besten Kellereien Frankreichs entstammten.

Die natürliche Folge hiervon war, daß der Reisende, als er vom Tisch aufstand, nicht ein einziges »Tak for mad«, für seine Wirtin hatte.

Nach der Mahlzeit zündete sich der Murrkopf eine Pfeife an, verließ die Stube und ging nach dem Ufer des Maan spazieren.

Am Fluß angelangt, drehte er sich um; seine Blicke haften unablässig auf dem Gasthaus. Es schien, als studierte er es buchstäblich nach Plan und Bauart, nach Größe und Höhe, als wollte er seinen Wert möglichst sicher abschätzen. Er zählte die Türen und Fenster des Hauses, und als er wieder vor dessen waagrecht gelagerten Grundbalken stand, machte er in diese kleine Einschnitte mit der Spitze seines Dolknif, um die Art des Holzes zu erkennen und zu sehen, wie es sich erhalten habe. Wollte er wirklich klären, wie viel das Gasthaus von Frau Hansen wert war? Beabsichtigte er es vielleicht gar zu erwerben, obwohl es doch nicht zum Verkauf stand? Sein Benehmen erschien mindestens auffallend. Nach dem Haus musterte er ebenso ein dazu gehöriges eingehegtes Stück Land, dessen Bäume und Sträucher er zählte. Endlich maß er zwei Seiten des Hauses in gleichmäßigen Schritten ab, und die Bewegung seines Bleistiftes auf einer Seite des in der Hand gehaltenen Notizbuchs ließ vermuten, daß er die beiden erhaltenen Zahlen multiplizierte.

Immer aber schüttelte er dabei den Kopf und brummte, die Augenbrauen runzelnd, wie mißbilligend vor sich hin.

Bei seinem Hin- und Hergehen beobachteten ihn Frau Hansen und ihre Tochter durch ein Fenster der großen Stube, verwundert, mit welcher sonderbarer Persönlichkeit sie zu tun hätten, und was wohl Ziel und Zweck der Reise dieses Tollhäuslers sein könne. Es war beklagenswert, daß all das sich während der Abwesenheit Joëls zutrug, da der Reisende mindestens noch die nächste Nacht im Gasthaus zubringen sollte.

»Wenn das nun ein geisteskranker Narr wäre!« bemerkte Hulda.

»Ein Narr? Nein«, erwiderte Frau Hansen, »aber es ist ein sonderbarer Mann.«

»Es ist immer ärgerlich, nicht zu wissen, wen man in seinem Haus aufnimmt«, sagte das junge Mädchen.

»Hulda«, antwortete ihre Mutter, »denk daran, bevor der Reisende wieder eintritt, ihm das Fremdenbuch ins Zimmer zu legen.«

»Ja, gewiß, Mutter.«

»Vielleicht läßt er sich dann herbei, seinen Namen einzuschreiben.«

Gegen 8 Uhr, es wurde schon etwas dunkel, begann ein feiner Regen niederzurieseln, der das Tal bis zur halben Bergeshöhe mit feuchtem Dunst erfüllte. Zum Spaziergehen war das Wetter nicht gerade günstig. Auch der neue Gast von Frau Hansen kam, nachdem er

den schmalen Fußweg bis zum Sägewerk hinauf verfolgt, nach dem Gasthaus zurück, wo er sich ein Gläschen Brantwein bestellte. Ohne ein weiteres Wort zu äußern und ohne jemand »Gute Nacht« zu wünschen, ergriff er dann einen Holzleuchter mit brennender Kerze, zog sich nach seinem Zimmer zurück und verriegelte dessen Tür. Während des Abends und der Nacht war nichts weiter von ihm zu hören.

Der Skydskarl hatte unter dem Schuppen für die Nacht Obdach gesucht. Hier schlief er schon zwischen der Wagendeichsel neben seinem gelblichen Pferd und unbekümmert um Sturm und Wetter draußen.

Am folgenden Tag erhoben sich Frau Hansen und ihre Tochter mit dem Morgenrot. Aus dem Zimmer des Reisenden, der noch zu schlafen schien, hörte man kein Geräusch. Etwas nach 9 Uhr erst trat er in die große Gaststube mit womöglich noch grämlicherem Aussehen als gestern, beklagte sich über das Bett, das zu hart sei, über den Lärm im Haus, der ihn aufgeweckt habe, würdigte aber niemand eines Grußes. Dann öffnete er die Tür und betrachtete die Beschaffenheit des Himmels.

Das Wetter sah nicht gerade zum besten aus. Ein scharfer Wind fegte über die Gipfel des Gusta, der von Dunstwolken verhüllt war, und fing sich im Tal, das er in heftigen Stößen durchtobte.

Der Reisende zögerte herauszutreten, trotzdem verlor er seine Zeit noch nicht. Seine Pfeife rauchend ging

er im Gasthaus umher, suchte die innere Einrichtung kennenzulernen, besah sich die verschiedenen Zimmer, musterte die Möbel und Geräte, öffnete Wandschränke und Schubladen und benahm sich überhaupt, als ob er sich in den eigenen vier Wänden befände. Man hätte ihn wohl auch für einen Gerichtsbeamten halten können, der zwecks einer Zwangsversteigerung ein Inventar aufnahm.

Entschieden trat der Mann sonderbar auf und sein Vorgehen wurde immer verdächtiger.

Nachdem das geschehen war, nahm er in dem großen Lehnstuhl der Gaststube Platz und richtete mit kurz abgebrochener ruhiger Stimme an Frau Hansen einige Fragen. Seit wie lange das Gasthaus schon erbaut wäre; ob ihr Mann Harald es erst errichtet oder schon erblich übernommen habe; ob sich schon Reparaturen notwendig gemacht hätten; wie viel Flächeninhalt die Umfriedigung einschlieÙe und wie viel der dazu gehörige Garten habe; ob sie gute Kundschaft hätte und ihr Haus sonst gelobt würde; wie viele Touristen im Durchschnitt jedes Jahr hier vorsprächen und ob sie gewöhnlich nur einen oder mehrere Tage hierblieben, und dergleichen mehr.

Offenbar hatte der Reisende nicht von dem in seinem Zimmer niedergelegten Fremdenbuch Einsicht genommen, denn das hätte ihm wenigstens über die letzte Frage Aufschluß gegeben.

Wirklich fand sich das Buch noch an der Stelle, wo es Hulda hingelegt hatte, und der Name des Reisenden stand noch nicht darin.

»Mein Herr«, sagte da Frau Hansen, »ich begreife eigentlich nicht, wie all diese Dinge für Sie Interesse haben können. Doch wollen Sie erfahren, wie unsere Geschäfte hier gehen – nichts leichter als das. Sie brauchen nur das Fremdenbuch zu durchblättern. Ich möchte Sie auch bitten, wie es allgemein Sitte ist, Ihren Namen einzutragen . . . «

»Meinen Namen? Gewiß werd' ich meinen Namen einschreiben, Frau Hansen! Ich werde ihn einschreiben, wenn ich mich von Ihnen verabschiede.«

»Sollen wir Ihnen das Zimmer noch aufheben?«

»Das ist unnötig«, erwiderte der Reisende sich erhebend. »Ich werde schon nach dem Frühstück abreisen, um heute abend wieder in Drammen zu sein.«

»In Drammen?« fragte Frau Hansen.

»Ja, sorgen Sie also, daß ich schnell bedient werde.«

»Sie wohnen wohl in Drammen?«

»Ja, ist etwas so Außergewöhnliches dabei, daß ich in Drammen wohne?«

Nachdem er also kaum einen Tag in Dal oder vielmehr nur im Gasthaus dort zugebracht, kehrte dieser Reisende wieder zurück, ohne vom Land etwas gesehen zu haben. Er betrat den Bezirk nicht weiter. Um den Gusta, den Rjukanfos, um die Wunder des Vestfjorddals kümmerte er sich nicht im mindesten. Nicht

um des Vergnügens, sondern gewiß nur um irgendeines Geschäfts willen hatte er Drammen, wo er wohnte, verlassen, und es schien, als habe er gar keinen andern Zweck gehabt, als den, das Haus von Frau Hansen aufs eingehendste zu besichtigen.

Hulda sah recht wohl, daß ihre Mutter auffallend bekümmert war. Frau Hansen hatte sich wieder in den großen Lehnstuhl gesetzt, stieß das Spinnrad zurück und blieb, ohne ein Wort zu sagen, unbeweglich sitzen.

Der Reisende war inzwischen nach dem Speisezimmer gegangen und hatte am Tisch Platz genommen.

Das ebenso sorgfältig wie das gestrige Mittagbrot bereitete Frühstück schien ihm ebenfalls nicht zu passen; dennoch aß er nicht wenig und trank tüchtig dazu; seine Aufmerksamkeit richtete sich aber offenbar auf den Wert des Silberzeugs – ein Luxus, auf den die norwegischen Landleute viel halten – auf einige Löffel und Gabeln, die vom Vater auf den Sohn forterben und die man sorgfältig mit den Kleinodien der Familie aufbewahrte.

Während dieser Zeit traf der Skydskarl seine Vorbereitungen zur Rückreise. Um 11 Uhr warteten Wagen und Pferde vor der Tür des Gasthauses.

Das Wetter war noch immer nicht einladend, der Himmel grau und stürmisch; manchmal schlug der Regen wie Hagel an die Fensterscheiben. Mit seinem Doppelpelzmantel, der auch den Kopf schützte, kümmerte sich der Reisende darum blutwenig.

Nach vollendetem Frühstück genoß er noch ein Glas Branntwein, zündete die Pfeife an und zog den Mantel über; dann kam er nach der Gaststube zurück und verlangte seine Rechnung.

»Ich werde sie sogleich aufsetzen«, sagte Hulda, die schon vor einem kleinen Schreibtisch Platz nahm.

»Beeilen Sie sich!« drängte der Reisende. »Doch da fällt mir ein, geben Sie mir doch das Fremdenbuch, damit ich mich eintrage.«

Frau Hansen stand auf, das genannte Buch zu holen, und legte es dann auf den großen Tisch nieder.

Der Reisende ergriff eine Feder und sah zum ersten Mal Frau Hansen durch die Brille scharf an. Nachher schrieb er mit sehr großen Buchstaben seinen Namen in das Buch und klappte es sogleich wieder zu.

Da brachte ihm Hulda die Rechnung.

Er nahm sie entgegen, prüfte die einzelnen Posten und zählte sie offenbar wie murrend noch einmal zusammen.

»Hm«, sagte er, »das ist aber viel Geld! 7,50 Mark für 1 Nacht und 2 Mahlzeiten?«

»Es bezieht sich auch auf den Skydskarl und das Pferd.«

»Macht nichts, ich finde es teuer; so freilich wundert es mich nicht, daß Sie in diesem Haus gute Geschäfte machen!«

»Sie sind gar nichts schuldig«, ließ sich da Frau Hansen mit so gedämpfter Stimme vernehmen, daß man sie fast gar nicht hörte.

Sie hatte eben das Buch aufgeschlagen und den eingeschriebenen Namen gelesen. Schnell ergriff sie darauf die Rechnung, zerriß diese und sagte noch einmal:

»Sie sind uns gar nichts schuldig!«

»Das dünkte ich auch!« antwortete der Reisende.

Und ohne Lebewohl zu sagen, so wenig, wie er bei der Ankunft guten Tag gesagt, bestieg er den Schußkarren, während der Bursche hinter ihm auf den Tritt sprang. Einige Augenblicke später war er schon hinter einer Biegung der Straße verschwunden.

Als Hulda das Buch geöffnet hatte, fand sie nur den Namen:

»Sandgoist aus Drammen.«

7. KAPITEL

Es war am Nachmittag des folgenden Tages, wo Joël nach Dal zurückkehren wollte, nachdem er den Touristen, dem er als Führer gedient, nach der Straße, die durch Hardanger geht, gebracht hatte.

Hulda, die wußte, daß ihr Bruder über den Gustalängs des linken Ufers des Maan zurückkommen

würde, war ihn zu erwarten nach der Stelle gegangen, wo man gewöhnlich über den ungestümen Wasserlauf setzte. Dort ließ sie sich auf der kleinen Landungsbrücke nieder, die zum Anlegen der Fähre errichtet ist, und überließ sich ihren trüben Gedanken. Zu der lebhaften Unruhe, die ihr das Ausbleiben der ›Viken‹ erweckte, gesellte sich jetzt noch eine andere große Angst. Diese Angst entsprang dem Besuch jenes Sandgoist und dem Benehmen ihrer Mutter gegen ihn. Warum hatte diese, sobald sie seinen Namen erfuhr, die Rechnung zerrissen und sich geweigert, anzunehmen, was ihr mit Recht zukam? Hier lag ein Geheimnis und gewiß ein sehr ernstes zugrunde.

Durch das Eintreffen Joëls wurde Hulda endlich aus ihrem Nachsinnen wachgerufen; sie gewahrte ihn schon, als er den Bergabhang herunterkam. Bald erschien er inmitten einer beschränkten Lichtung unter niedergeschlagenen oder stellenweise abgebrannten Bäumen; bald verschwand er wieder unter dem dichten Gezweig von Fichten, Birken und Buchen, mit denen die Bergwand bekleidet ist. Endlich erreichte er das jenseitige Ufer und sprang in die kleine Fähre. Mit wenigen kräftigen Ruderschlägen hatte er den Wirbel des rauschenden Wasserlaufs durchschnitten, sprang auf das Ufer hinauf und befand sich neben seiner Schwester.

»Ist Ole gekommen?« fragte er.

An Ole dachte auch er zuerst. Seine Frage blieb jedoch ohne Antwort.

»Kein Brief von ihm?«

»Nein, keiner!«

Hulda drangen die Tränen aus den Augen.

»Nein«, rief da Joël, »weine nicht, liebe Schwester, weine nicht! Du tust mir zu weh! Ich kann dich nicht weinen sehen! Sieh einmal, du sagst: ›Kein Brief!‹ Ich gebe ja zu, daß das allmählich beunruhigend wird, doch zu verzweifeln ist es noch gar kein Grund. Wenn du willst, begeben wir uns sofort nach Bergen und ziehe dort Erkundigungen ein; ich suche die Herren Gebrüder Help auf; vielleicht haben diese Nachrichten von Neufundland. Könnte die ›Viken‹ nicht infolge erlittener Beschädigungen in irgendeinen Hafen haben einlaufen oder vor dem schlechten Wetter entfliehen müssen? Es steht ja fest, daß der Wind seit einer ganzen Woche schon recht stürmisch weht. Schon mehr als einmal haben Schiffe von Neufundland aus bei Island oder zwischen den Faröer Schutz suchen müssen. Ole hat es ja selbst schon erlebt, als er vor 2 Jahren auf der ›Strenna‹ fuhr. Man hat eben nicht alle Tage Gelegenheit, einen Brief abzuschicken. Ich sage dir das, ganz wie ich's mir denke, Schwesterchen. Fasse dich! Beruhige dich! Wenn du mich auch zum Weinen bringst, was soll dann aus uns werden?«

»Ach, der Kummer überwältigt mich doch!«

»Hulda ... Hulda ... Verlier' den Mut nicht ... ! Ich versichere dir, daß ich noch lange nicht verzweifle!«

»Darf ich dir glauben, Joël?«

»Und ob du das kannst! Doch willst du, um deiner Beruhigung willen, daß ich nach Bergen aufbreche ... morgen früh ... oder noch heut' abend ... ?«

»Ich will nicht, daß du mich allein läßt! Nein, das will ich nicht!« antwortete Hulda, die sich an ihren Bruder klammerte, als ob sie in der Welt niemand außer ihn habe.

Beide schlugen den Weg nach dem Gasthaus wieder ein. Es hatte jedoch wieder zu regnen angefangen, und auch der Wind blies so heftig, daß sie sich wenige hundert Schritte vom Ufer des Maan in die Hütte des Fährmanns flüchten mußten.

Hier warteten sie nun wohl oder übel, bis sich das Wetter etwas besserte. Joël empfand das Bedürfnis zu sprechen, was es auch sei. Das Stillschweigen schien ihm schlimmer, als alles, was er sagen konnte, wenn das auch keine Trostworte waren.

»Und unsere Mutter?« begann er.

»Sie wird immer niedergeschlagener, immer trauriger«, antwortete Hulda.

»Ist während meiner Abwesenheit jemand gekommen?«

»Ja, ein Reisender, der aber schon wieder fort ist.«

»Jetzt ist also kein Fremder im Haus, und es hat auch niemand einen Führer verlangt?«

»Nein, Joël.«

»Desto besser, denn es ist mir lieber, dich nicht zu verlassen. Wenn das schlechte Wetter übrigens jetzt so fortdauert, fürchte ich sehr, daß die Touristen dieses Jahr darauf verzichten, Telemarken zu besuchen.«

»Es ist noch sehr zeitiges Frühjahr, Bruder.«

»Gewiß, aber ich habe so eine Art Vorgefühl, daß es für uns kein gutes Jahr wird. Indes, das wird sich ja zeigen. Doch sag mir, gestern hat jener Reisende Dal schon wieder verlassen?«

»Ja, noch am Vormittag.«

»Und wer war es?«

»Ein älterer Mann, der von Drammen kam, wo er dem Anschein nach wohnt, und der sich Sandgoist nennt.«

»Sandgoist?«

»Solltest du ihn kennen?«

»Nein!« antwortete Joël.

Hulda hatte sich schon gefragt, ob sie Joël alles, was sich während seiner Abwesenheit im Gasthaus zugetragen hatte, erzählen sollte. Wenn Joël vernahm, mit welcher Ungeniertheit jener Mann sich benommen, wie er offenbar den Wert des Gebäudes und des Mobiliars berechnet, und welches Benehmen ihre Mutter jenem gegenüber einzuhalten für angezeigt gehalten habe – was würde er davon denken? Mußte er nicht auf die Vermutung kommen, daß die Mutter sehr wichtige Gründe haben müsse, so zu handeln, wie sie es getan

hatte? Und doch, was konnte sie mit jenem Sandgoist zu tun haben? Hier lag sicherlich ein der ganzen Familie unheilrohendes Geheimnis vor. Joël würde das erfahren wollen, er würde seine Mutter danach fragen, würde sie bestürmen . . . Frau Hansen aber, die im allgemeinen wenig mittheilsam und nicht leicht geneigt war, jemand in ihr Inneres blicken zu lassen, würde doch ihr Stillschweigen ebenso bewahren, wie sie es bis jetzt getan hatte. Daß schon so betrübende Verhältnisse zwischen ihr und ihren Kindern drohte damit aber nur noch schwieriger zu werden.

Doch hätte das junge Mädchen gegen Joël schweigen können? Eher schien es, als wenn damit ein Riß in dem Freundschaftsband entstände, das die beiden Geschwister von jeher vereinte. Denn diese Freundschaft durfte nimmermehr gelockert werden! Hulda entschloß sich also, zu reden.

»Du hast niemals von diesem Sandgoist reden hören, wenn du nach Drammen kamst?« ergriff sie wieder das Wort.

»Niemals.«

»Nun, so wisse denn, daß unsere Mutter ihn, wenigstens dem Namen nach, schon kannte.«

»Sie kannte Sandgoist?«

»Ja, Bruder.«

»Doch hab' ich sie diesen Namen noch nie nennen hören.«

»Aber sie kannte ihn, obwohl sie diesen Mann vor seinem gestrigen Besuch gewiß niemals gesehen hatte?«

Hulda erzählte ihm alle auffallenden Erscheinungen während des Aufenthalts jenes Reisenden im Gasthaus, ohne die fast verblüffende Handlungsweise von Frau Hansen bei der Abfahrt Sandgoists unerwähnt zu lassen. Dann fügte sie noch hinzu:

»Ich denke, Joël, es ist besser, unsere Mutter nicht danach zu fragen. Du kennst sie ja. Sie würde dadurch nur unglücklicher werden. Die Zukunft wird es ja noch enthüllen, was uns bisher verborgen blieb. Gebe der Himmel, daß Ole bald zurückkehrt, und wenn ein Unglück unsere Familie bedrohte, wären wir wenigstens drei, es zu teilen!«

Joël hatte seiner Schwester mit schweigender Aufmerksamkeit zugehört. Ja, zwischen der Mutter und jenem Sandgoist bestand irgendein Verhältnis, das die erstere von letzterem völlig abhängig machte. Nach dem Vorgefallenen konnte man ja nicht daran zweifeln, daß jener nur gekommen war, um sich ein Inventarverzeichnis des Gasthauses von Dal zu verschaffen. Und das Zerreißen der Rechnung in dem Augenblick, da jener abfahren wollte, was ihm noch dazu fast selbstverständlich erschienen war, was konnte das bedeuten?

»Du hast recht, Hulda, ich werde der Mutter gegenüber hiervon nichts erwähnen. Vielleicht bereut sie es

einst noch, sich uns nicht anvertraut zu haben. Wenn es nur nicht schon zu spät ist! O, sie mag wohl schwer leiden, die arme Frau! Warum ist sie so verschlossen? Warum begreift sie nicht, daß das Herz der Kinder geschaffen ist, ihre Sorgen in es zu ergießen?»

»Sie wird es noch einsehen, Joël.«

»Ja, also warten wir ab. Doch inzwischen wird es mir nicht verwehrt sein können, zu erfahren zu suchen, wer und was jenes Individuum ist. Vielleicht kennt ihn Herr Helmboe. Ich werde ihn fragen, sobald ich wieder nach Bamble komme, und wenn es sein muß, be-gebe ich mich sogar selbst nach Drammen. Dort kann es nicht schwer sein, auszukundschaften, was dieser Mann betreibt, welche Art Geschäfte er macht und was die Leute darüber urteilen.«

»Nichts Gutes, das glaube ich bestimmt«, erwiderte Hulda. »Seine Erscheinung ist abstoßend, und er hat einen bösen Blick; es sollte mich sehr wundern, wenn unter dieser rauhen Außenseite eine edelmütige Seele wohnte.«

»Ei nun«, entgegnete Joël, »wir wollen die Leute nicht nach ihrer äußeren Erscheinung beurteilen. Ich wette darauf, du würdest ihn ganz anders ansehen, wenn jener Sandgoist etwa wiederkäme und im Arm deinen Ole führte . . . «

»Ach, mein armer Ole!« seufzte das junge Mädchen.

»Der wird schon wiederkommen, er kommt wieder, er ist schon unterwegs!« rief Joël. »Hab nur Vertrauen,

Hulda! Ole ist nicht mehr fern von uns, und wir werden es ihm vergelten, daß er so lange gezögert hat!«

Der Regen hatte nachgelassen. Die Geschwister verließen die Hütte und schlugen den Fußpfad zum Gasthaus wieder ein.

»Da fällt mir noch ein«, sagte Joël, »daß ich morgen wieder fortgehe.«

»Du willst wieder fort?«

»Ja, schon am frühen Morgen.«

»So zeitig, Bruder?«

»Es muß sein, Hulda. Als ich von Hardanger heimkehren wollte, wurde mir von einem meiner Kameraden gemeldet, daß ein Reisender von Norden her über die Höhen des Rjukanfos komme, wo er morgen ein treffen müsse.«

»Wer ist der Reisende?«

»Meiner Treu, ich weiß nicht einmal seinen Namen. Es ist aber notwendig, daß ich mich rechtzeitig einstelle, um ihn nach Dal zu führen.«

»Nun, so geh, wenn du nicht anders kannst«, antwortete Hulda mit einem schweren Seufzer.

»Morgen mit Tagesanbruch mache ich mich auf den Weg. Das betrübt dich, Hulda?«

»Ja, Bruder. Ich bin so unruhig, wenn du mich verläßt . . . und wär's auch nur für wenige Stunden!«

»Nun, so wisse, daß ich diesmal nicht allein fortgehe.«

»Und wer wird dich begleiten?«

»Du, Schwesterchen, du selbst! Du mußt eine Zerstreuung haben, deshalb nehme ich dich mit.«

»O, ich danke dir, lieber Joël!«

8. KAPITEL

Am anderen Morgen brachen beide mit Tagesgrauen aus dem Gasthaus auf. 15 Kilometer von Dal bis nach den berühmten Wasserfällen, und ebenso viel zurück, das wäre für Joël nur ein Spazierweg gewesen, doch er mußte die Kräfte Huldas schonen. Joël hatte sich also den Schußkarren des Werkführers Lengling verschafft, und wie alle Wagen dieser Art, hatte auch dieser nur einen einzigen Sitzplatz. Jener gute Mann war aber so dick, daß er sich einen eigenen Sitzkasten hatte bauen lassen müssen, und dieser reichte hin, Joël und Hulda dicht nebeneinander aufzunehmen. Wenn sich der angemeldete Reisende also am Rjukanfos befand, so sollte er Joëls Platz einnehmen, und dieser gedachte zu Fuß zurückzukehren, wenn er nicht das Brett am hinteren Teil des Gefährts benützte.

Obwohl er manche Hindernisse bietet, ist der Weg von Dal nach den Wasserfällen doch wirklich wunderschön; freilich besteht er mehr aus einem Pfad, als aus einer eigentlichen Straße. Kaum vierkantig behauene Blöcke, die quer über die Zuflüsse des Maan gelegt sind, bilden, immer nur wenig Schritte voneinander, kleine Brücken. Das norwegische Pferd ist aber schon gewöhnt, sie sicheren Fußes zu überschreiten,

und wenn der Wagen auch keine Federn hat, so mildert doch die lange, etwas elastische Gabeldeichsel in gewissem Grad das unvermeidliche Stoßen beim Fahren.

Das Wetter war jetzt schön. Joël und Hulda fuhren in mäßigem Trab längs der saftgrünen Wiesengründe hin, deren Rand zur Linken von den klaren Gewässern des Maan gebadet wird. Einige tausend Birken beschatteten da und dort angenehm den von der hellen Sonne beschienenen Weg. Die Dünste der Nacht hingen jetzt als schimmernde Tröpfchen an den Spitzen des langen Grases. Zur Rechten des Bergstroms glänzten in der Höhe von 2000 Metern die Schneefelder des Gusta leuchtend in die Ferne hinaus.

1 Stunde lang kam das Gefährt ziemlich schnell vorwärts, da der Weg nur unmerklich aufstieg. Bald verengte sich aber das Tal. Hier und da verwandelten sich die Wasserläufe in schäumende Sturzbäche. Trotz der vielen Windungen des Weges konnte dieser alle Unebenheiten des Bodens doch nicht umgehen. Es war also nun manchmal recht schwierig, vorwärts zu kommen, wenn Joël auch ein geschickter Roßlenker war. An seiner Seite kannte Hulda übrigens keine Furcht. Kam einmal eine gar zu steile Stelle, so klammerte sie sich fest an seinen Arm an. Der frische Morgen färbte jetzt ihr seit einiger Zeit recht blasses, hübsches Gesichtchen.

Es galt indes eine noch weit bedeutendere Höhe zu erklimmen. Das Tal bot einen Durchgang nur an dem sehr verengten Bett des Maan zwischen zwei lotrecht aufstrebenden Felsenmauern. Auf dem benachbarten Fjeld zeigten sich etwa zwanzig Häuschen, Ruinen von Sätters oder aufgegebene Gaards, neben einzelnen, unter den Birken und Buchen verlorenen Schäferhütten. Bald war es nicht mehr möglich, den Fluß zu sehen, doch hörte man sein lautes Rauschen im felsigen Bett. Die Umgebung gewann allmählich ein ebenso großartiges wie wildes Aussehen, da jetzt der Kamm der Gebirge ihren weitumfassenden Rahmen bildete.

Nach 2stündiger Fahrt zeigte sich am Rand eines Wasserfalls von 1500 Fuß eine von doppelten Rädern getriebene Sägemühle. Kaskaden von einer Höhe wie die genannte sind im Vestfjorddal nicht eben selten, doch ist ihre Wassermenge im allgemeinen nur gering. Darin übertrifft alle der Fall des Rjukanfos.

Bei dem Sägewerk angelangt, stiegen Joël und Hulda ab. »Eine halbe Stunde Weg wird dich nicht so sehr anstrengen, Schwesterchen?« fragte Joël.

»Nein, Bruder, ich bin ja gar nicht müde, und es wird mir sogar wohltun, ein wenig zu Fuß zu gehen.«

»Ein wenig . . . ziemlich viel sogar, und immer bergauf.«

»Dann stütze ich mich auf deinen Arm, Joël.«

An dieser Stelle mußten sie unbedingt den Wagen zurücklassen. Dieser hätte nicht vorwärtskommen können auf den steilen Pfaden, den ganz engen Durchgängen, den mit kantigen Felsstücken übersäten Abhängen, deren malerische, einmal von Bäumen beschattete und dann ganz nackte Formen die Nähe des großen Wasserfalls anzeigen.

Schon erhob sich eine Art dichter Nebel inmitten der bläulichen Ferne. Das waren die zerstäubten Gewässer des Rjukan, die sich wolkenartig zu großer Höhe erhoben.

Hulda und Joël benutzten nun einen den Führern wohlbekannten Fußpfad, der nach der engsten Stelle des Tals hinableitet und auf dem sie zwischen Bäumen und Büschen hindurchgleiten mußten. Kurze Zeit darauf saßen beide schon auf einem von gelblichem Moos bedeckten Felsstück, fast genau gegenüber dem Fall, dem man nur von dieser Seite so nah kommen kann.

Hier hätten die Geschwister Mühe gehabt, einander zu verstehen, wenn sie gesprochen hätten. Ihre Gedanken waren aber von der Art, die sich, ohne daß die Lippen sie aussprechen, durch das Herz allein mitteilen.

Die Wassermasse des Rjukan ist ungeheuer, seine Höhe sehr bedeutend und sein donnerndes Rauschen wahrhaft überwältigend. 900 Fuß tief fehlt hier im Bett des Maan, zwischen dem Mjös-See stromauf- und dem Tinn-See stromabwärts, plötzlich der Boden. 900 Fuß, das heißt sechsmal so hoch wie der Niagara, dessen

Breite vom amerikanischen bis zum kanadischen Ufer freilich 3 (englische) Meilen beträgt.

Hier bietet der Rjukanfos einen so großartigen Anblick, daß man diesen durch eine Beschreibung nur sehr schwer wiederzugeben vermag; selbst die Malerkunst würde nicht imstande sein, ihn ganz entsprechend darzustellen. Es gibt eben gewisse Wunderwerke der Natur, die man sehen muß, um ihre Schönheit ganz zu verstehen; dazu gehört auch dieser Wasserfall, der berühmteste unter allen Fällen des europäischen Festlands.

Gerade jetzt saß auch ein Tourist im Anschauen versunken auf der linken Felswand des Maan, von wo er den Rjukanfos ganz aus der Nähe und vom höchsten Standpunkt aus betrachten konnte.

Weder Joël noch Hulda hatten ihn bisher bemerkt, obgleich er von ihrem Platz aus sichtbar war. Es war nicht die Entfernung, sondern eine in Berggegenden oft bemerkte optische Wirkung, die ihn sehr klein und deshalb weit entfernter, als er wirklich von ihnen war, erscheinen ließ.

In diesem Augenblick hatte sich der Reisende gerade erhoben und wagte sich schon ziemlich unbedacht auf einen Felsenvorsprung hinaus, der kuppelartig über das Bett des Maan hinausging.

Er wollte offenbar die beiden Höhlen des Rjukanfos, eine zur rechten, die andere zur linken, sehen,

von denen die erstere immer mit dichten Dunstmassen, die zweite von brodelndem Wasser erfüllt ist. Vielleicht suchte er auch zu erkennen, ob sich nicht noch eine dritte niedrigere, etwa in halber Höhe des Falls gelegene Höhle entdecken ließe. Dadurch würde sich nämlich erklären, warum der Rjukan, nachdem er in eine solche gestürzt, zu gewissen Perioden in starkem Schwall rückwärts zu springen scheint. Man möchte sagen, das Wasser würde durch eine Minensprengung, die durch ihre Dampfvolken die umgebenden Fjelds verhüllt, in die Höhe geschleudert.

Noch immer schritt der Tourist auf diesem abgerundeten, steinigen und schlüpfrigen Rücken weiter vor, auf dem sich keine Baumwurzel, kein Gras oder Strauch findet und der den Namen Maristien führt.

Der Unvorsichtige kannte offenbar die Fabel nicht, die diese Stelle berühmt gemacht hat. Eines Tages wollte Eystein auf diesem gefährlichen Weg die schöne Mari von Vestfjorddal besuchen. Von der anderen Seite der Bergschlucht streckte ihm seine Braut die Arme entgegen. Plötzlich verliert er den Halt, fällt und gleitet aus, ohne sich auf der eisglatten Felsfläche anklammern zu können, und verschwindet im Abgrund, ohne daß die Stromschnellen des Maan je nur seinen Leichnam wieder zurückgegeben hätten.

Was dem unglücklichen Eystein widerfahren war, sollte das auch dem Unbesonnenen begegnen, der sich

auf diesem Abhang des Rjukanfos immer weiter vorwagte?

Das war wohl zu fürchten. Er wurde auch endlich selbst der Gefahr gewahr, doch leider zu spät. Plötzlich fehlte seinem Fuß jeder Stützpunkt, er stieß einen Schrei aus, rollte etwa 20 Schritt weit hinunter und hatte nur noch Zeit, sich an einem vorspringenden Felsstück, dicht am Rand des Abgrunds festzuhalten.

Joël und Hulda hatten ihn auch jetzt noch nicht bemerkt, aber ihn nun gehört.

»Was war das?« rief Joël, sich erhebend.

»Ein Schrei«, antwortete Hulda. »Ja . . . ein Verzweiflungsschrei!«

»Von welcher Seite . . . ?«

»Hören wir!«

Beide blickten nach der rechten, wie nach der linken Seite des Falls; sie konnten nichts wahrnehmen. Indes hatten sie deutlich die Worte: »Zu Hilfe! Zu Hilfe!« verstanden, wenn der Rjukan zwischen seinen Sprüngen wie gewöhnlich etwa eine Minute lang stiller herabtauschte.

Das Rufen wiederholte sich.

»Joël«, sagte Hulda, »da ist ein Reisender in Gefahr, der nach Hilfe verlangt. Wir müssen zu ihm hin . . . «

»Gewiß, Schwester, er kann auch nicht fern von uns sein. Aber auf welcher Seite . . . ? Wo ist er? Ich sehe nichts!«

Hulda stieg hinter dem Felsblock, auf dem sie saßen, den Abhang wieder ein Stück empor, indem sie sich an das dürftige Gestrüpp hielt, welches das linke Ufer des Maan bedeckt.

»Joël!« rief sie endlich.

»Siehst du ihn?«

»Ja ... da ... da!«

Hulda zeigte nach dem unvorsichtigen Wanderer, der fast über dem Schlund schwebte. Wenn sein gegen einen ganz kleinen Vorsprung gestützter Fuß abglitt, ihm versagte, wenn er nur ein Stückchen weiter herabrollte oder vom Schwindel ergriffen wurde, so war er rettungslos verloren.

Hulda war schon hinter dem hohen Gebüsch des Abhangs verschwunden, um sich von der anderen Seite nach dem Kamm des Maristien zu begeben.

»Wir müssen ihn retten!« drängte Hulda.

»Natürlich!« erwiderte Joël ohne Bedenken. »Mit Vorsicht und der nötigen Kaltblütigkeit können wir schon zu ihm hingelangen!«

Joël stieß nun einen langgezogenen Schrei aus. Er wurde von dem Reisenden gehört, denn dieser wandte den Kopf nach seiner Seite hin. Dann überlegte sich Joël wenige Augenblicke, wie er jenen am schnellsten und sichersten aus seiner schlimmen Lage befreien könnte.

»Hulda«, sagte er, »du hast doch keine Furcht?«

»Nein, Bruder!«

»Der Maristien ist dir doch bekannt?«

»Ich bin schon mehrere Male darüber weggekommen.«

»Nun, so geh du oben auf dem Kamm hin und versuch dich dem Fremden so weit wie möglich zu nähern. Dann läßt du dich zu ihm hinabgleiten und ergreifst seine Hand, um ihn einstweilen zu halten. Er soll aber noch nicht versuchen aufzustehen, da würde ihn der Schwindel packen, würde ihn hinabziehen und ihr wärt beide verloren.

»Und du, Joël?«

»Nun, während du von oben herkommst, krieche ich längst des Maan an dem Felsen hin. Ich werde schon zur Stelle sein, wenn du hinkommst, und wenn er ausgleitet, könnte ich euch vielleicht beide noch halten!«

Dann rief Joël mit lauschender Stimme, während einer neuen Pause des Rjukanfos: »Rühren Sie sich nicht, Herr! Warten Sie! Wir versuchen, zu Ihnen zu gelangen!«

Joël sah das mutige Mädchen um die Ecke der Bäume wieder erscheinen.

Er selbst begann mit wahrer Lebensgefahr langsam längs des abschüssigen Teils dieses runden Steinrückens, der den Einschnitt des Rjukanfos überragt, hinab zu klettern oder zu kriechen. Welch ruhiges Blut, welche Sicherheit des Fußes wie der Hand gehörte

aber dazu, sich neben diesem Schlund zu halten, dessen Wände von dem Staubregen des Wasserfalls immer feucht gehalten wurden!

In gleicher Linie mit ihm, nur etwa 100 Fuß höher oben, drang Hulda in schräger Richtung vor, um so bequem wie möglich nach der Stelle zu gelangen, an der der Fremde bewegungslos lag. Bei der von ihm eingehaltenen Lage konnte man das Gesicht, das sich nach dem Fall zuwendete, nicht erkennen.

Unter jenem angekommen, hielt Joël an. Nachdem er sich in einer Felsenspalte fest eingeklemmt, rief er laut:

»Heda! Herr!«

Der Reisende wandte den Kopf.

»Machen Sie ja keine Bewegung, Herr«, fuhr Joël fort, »nicht die geringste, und halten Sie sich nur tüchtig fest!«

»Ohne Sorge, Freund, ich halte mich schon ordentlich!« antwortete dieser in einem Ton, der Joël beruhigte. »Wenn ich mich nicht festhielte, läge ich wohl schon eine Viertelstunde im Grund des Rjukanfos.«

»Meine Schwester wird bis zu Ihnen hinabgleiten«, sagte Joël weiter, »und wird Sie an der Hand erfassen. Doch bevor ich auch bei Ihnen bin, versuchen Sie nicht, etwa aufzustehen! Rühren Sie sich am liebsten gar nicht.«

»So wenig wie ein Felsen!« erwiderte der Reisende.

Schon begann Hulda von ihrer Seite aus herbeizuklimmen, indem sie die am wenigsten schlüpfrigen Stellen des Gesteins aussuchte und den Fuß in kleine Aushöhlungen setzte, wo er einen verlässlichen Stützpunkt fand – immer kühn und sicher, wie man es von diesen Mädchen aus Telemarken kennt, die von Kindheit an mit den Abhängen der Fjelds vertraut sind.

Und ebenso wie Joël gerufen hatte, rief auch sie:

»Halten Sie fest, Herr!«

»Ja, ich halte fest ... und werde sicherlich festhalten, so lange ich irgend kann!«

An guten Ratschlägen, die von oben und von unten kamen, fehlte es ihm also nicht.

»Vor allem haben Sie keine Furcht!« fügte Hulda hinzu. »Ich habe keine Furcht!«

»Wir retten Sie!« rief Joël.

»Ich hoffe darauf, denn – beim heiligen Olaf – mich selbst zu retten, wäre ich außerstande!«

Offenbar hatte sich der Fremde all seine Geistesgegenwart bewahrt; nach dem Niederfallen mochten ihm wohl Arme und Beine den Dienst versagt haben, und was er jetzt tun konnte, bestand nur darin, sich an den schwachen Vorsprung zu klammern, der ihn noch vom Abgrund trennte.

Hulda kam inzwischen tiefer herunter. Wenige Augenblicke später befand sie sich neben dem Fremden und ergriff diesen, nachdem sie den Fuß gegen eine

rauhere Stelle des Gesteins gestemmt hatte, an der Hand.

Der Fremde versuchte, sich ein wenig aufzurichten.

»Rühren Sie sich nicht, mein Herr! Nicht rühren!« sagte Hulda. »Sie würden mich mit hinabziehen, und ich wäre dann nicht stark genug, Sie zu halten. Wir müssen noch meinen Bruder abwarten. Wenn er sich zwischen uns und dem Rjukanfos befindet, werden Sie sich erheben dürfen, um . . .«

»Mich erheben, liebes Kind, das ist freilich leichter gesagt als getan, und ich fürchte am Ende, es kaum imstande zu sein.«

»Haben Sie sich etwa gar verletzt?«

»Hm, gebrochen oder verrenkt hab' ich wahrscheinlich nichts, ich hoffe es wenigstens, aber eine tüchtige Schramme werde ich wohl am Bein haben.«

Joël befand sich jetzt noch 20 Schritte von der Stelle, wo sich Hulda und der Reisende festhielten. Der gekrümmte Verlauf des Felsrückens hatte ihm nicht gestattet, geradewegs auf sie zu zu klettern, und jetzt mußte er noch dessen abgerundeten Grat emporklimmen. Das war das schwierigste und auch das gefährlichste Stück Arbeit – es ging dabei um Tod und Leben.

»Keine Bewegung!« ermahnte er zum letzten Mal den Fremden. »Wenn sie beide abglitten, wäre ich, da meine Lage zu unsicher ist, nicht imstande, Sie festzuhalten und Sie wären beide verloren!«

»Sei ohne Sorge, Joël«, antwortete Hulda. »Denk nur an dich und Gott möge Dir beistehen.«

Joël begann nun auf dem Bauch zu kriechen, indem er sich wirklich wie in Schlangenwindungen vorwärts schob. Zwei- oder dreimal fühlte er, daß ihm jeder Stützpunkt fehlte; endlich gelang es ihm aber, mit Aufwand aller Geschicklichkeit, bis zu dem Reisenden hinauf zu kommen.

Dieser, ein zwar schon etwas bejahrter, aber doch noch recht rüstiger, gut erhaltener Mann, zeigte ein hübsches, einnehmendes und lächelndes Gesicht. Joël hatte wirklich eher erwartet, hier einen jungen Wagehals zu finden, der unbedacht versucht hatte, über den Maristien weg zu gehen.

»Das war recht unklug, was Sie da begonnen haben, bester Herr«, sagte er, sich halb niederlegend, um ein wenig Atem zu schöpfen.

»Wie, das war unklug?« erwiderte der Reisende, »sagen Sie lieber, es war reiner Wahnsinn!«

»Sie haben Ihr Leben aufs Spiel gesetzt . . . «

»Ich bin schuld, daß Sie mir das nachgetan haben.«

»Ich? O, das ist so mein Geschäft!« antwortete Joël. Dann stand er auf.

»Jetzt«, sagte er, »handelt es sich darum, wieder nach oben zu gelangen. Doch das Schwerste ist ja schon geschehen.

»Oh, das Schwerste!«

»Ja, lieber Herr, das Schwerste war es, hier zu Ihnen zu kommen. Jetzt brauchen wir nur einen weniger steilen Abhang hinaufzuklimmen.«

»Dabei dürften Sie freilich guttun, nicht zu viel auf mich zu rechnen, junger Mann. Das eine meiner Beine wird mir wohl jeden Dienst versagen, und wahrscheinlich jetzt ebenso, wie noch im Verlauf mehrerer Tage.«

»Versuchen Sie, sich zu erheben.«

»Recht gern . . . das heißt mit Ihrer Hilfe.«

»Sie nehmen den Arm meiner Schwester; ich werde Sie unterstützen und schiebe Sie vorwärts.«

»Werden Sie festhalten können?«

»Ganz fest.«

»Nun gut, lieber Freund, ich verlasse mich ganz auf Sie. Da Ihr nun einmal den Gedanken gehabt, mich aus der Klemme zu befreien, müßt Ihr schon sehen, wie Ihr damit fertig werdet.«

Alle begannen, wie Joël angeordnet hatte, den Rückweg. Wenn dieses Erklimmen des obersten Felsrückens auch nicht ganz gefahrlos war, so ging die Sache doch besser, als sie gehofft hatten. Der Reisende war in der Tat ohne Knochenbruch und Gliederverrenkung davongekommen, er hatte sich nur eine ziemlich lange und tiefreichende Hautabschürfung zugezogen. Jedenfalls konnte er aber beide Beine besser gebrauchen, als er vorher selbst glaubte, wenn es auch nicht ohne Schmerz für ihn abging. 10 Minuten später waren alle jenseits des Maristien in Sicherheit.

Hier hätte der Fremde unter den ersten Weiden, die den oberen Fjeld des Rjukanfos begrenzen, etwas ausruhen können; Joël mutete ihm aber noch eine weitere kleine Anstrengung zu. Es lag ihm daran, eine unter den Bäumen verlorene Hütte, wenige Schritte hinter dem Felsen, wo er mit seiner Schwester gesessen hatte, als sie nach dem Fall kamen, zu erreichen. Der Reisende versuchte bereitwillig dieser Aufforderung nachzukommen, und auf der einen Seite von Hulda, auf der anderen von Joël unterstützt, gelang es ihm auch, und er stand bald, ohne zu viel gelitten zu haben, vor der Tür der Hütte.

»Treten Sie ein, mein Herr«, sagte da das junge Mädchen, »hier können Sie besser einen Augenblick ausruhen.«

»Wird dieser Augenblick sich auf eine gute Viertelstunde ausdehnen dürfen?«

»Gewiß, werter Herr; dann werden Sie sich aber schon dazu verstehen müssen, mit uns bis nach Dal zu gehen.«

»Nach Dal? O, gerade dahin wollte ich mich ja begeben.«

»Wären Sie vielleicht der Reisende«, fragte Joël, »der vom Norden herkommt und dessen Eintreffen mir von Hardanger gemeldet wurde?«

»Derselbe.«

»Meiner Treu, da hatten Sie nicht gerade den besten Weg eingeschlagen . . . «

»Ich hege daran auch einigen Zweifel.«

»Und wenn ich hätte voraussehen können, was Ihnen widerfahren ist, hätte ich Sie bestimmt an der anderen Seite des Rjukanfos erwartet.«

»Das wäre freilich ein recht glücklicher Einfall gewesen, mein wackerer junger Mann. Sie hätten mir da eine für mein Alter ganz unverzeihliche Unbesonnenheit mit deren Folgen erspart.«

»Für jedes Alter, werter Herr!« ließ sich Hulda vernehmen.

Alle drei betraten nun die Hütte, in der sich eine ganze Bauernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Töchtern aufhielt. Diese erhoben sich alle höflich und bewillkommneten freundlich die unerwarteten Gäste.

Joël konnte sich nun überzeugen, daß der Reisende nur ein wenig unter dem Knie eine ziemlich lange Hautwunde hatte, die zur Heilung gewiß 1 Woche Ruhe bedurfte. Das Bein war aber weder verrenkt noch gebrochen, überhaupt kein Knochen dabei verletzt worden, und das war ja die Hauptsache.

Die Bewohner der Hütte boten den Gästen vorzügliche Milch, Erdbeeren im Überfluß und etwas Schwarzbrot an, was ebenso gern angenommen wurde.

Joël tat sich gar keinen Zwang an und zeigte einen recht tüchtigen Appetit, wenn dagegen Hulda nur wenig aß, so tat es der Reisende desto mehr ihrem Bruder nach.

»Wahrlich«, sagte er, »diese Leibesübung hat mir den Magen leergemacht, ich gestehe jedoch gern zu, daß es eine große Unbesonnenheit war, den Weg über den Maristien einzuschlagen. Es ist doch recht töricht, die Rolle des unglücklichen ›Eystein‹ spielen zu wollen, wenn man sein Vater ... sogar sein Großvater sein könnte!«

»Ah, Sie kennen also jene Sage?« fragte Hulda.

»Und ob ich sie kenne ... Meine Amme sang mich schon damit in Schlaf, zu jener glückseligen Zeit, wo ich noch eine Amme hatte. Ja, ich kenne sie, Sie liebes, mutiges Kind, und deshalb erscheine ich mir doppelt strafbar. – Und nun, mein Freund, Dal ist für einen Invaliden, wie ich jetzt bin, noch ein wenig weit. Wie denken Sie mich dahin befördern zu können?«

»Darum beunruhigen Sie sich nicht, mein Herr«, antwortete Joël. »Unser Schußkarren wartet unten am Fußweg. Sie werden nur 300 Schritte zu gehen haben ...«

»Hm, 300 Schritte!«

»Und bergabwärts«, fügte das junge Mädchen hinzu.

»O, wenn es bergab geht, dann wird es schon gehen, lieber Freund; dann genügt mir schon ein einziger Arm ...«

»Und warum nicht zwei«, fiel ihm Joël ins Wort, »da wir ja vier zu Ihrer Verfügung haben?«

»Nun, mögen's zwei oder vier sein! Das kostet doch nicht mehr, nicht wahr?«

»Das kostet gar nichts.«

»Doch, mindestens einen Dank, und da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nicht einmal meinen Dank zu erkennen gegeben habe . . . «

»Wofür, lieber Herr?« fragte Joël.

»Nun, ich dächte . . . dafür, daß Sie mir das Leben mit eigener Lebensgefahr gerettet haben!«

»Wenn es Ihnen gefällig wäre . . .«, sagte Hulda, die sich erhob, um jede Lobpreisung abzuschneiden.

»Wie? Natürlich will ich! Was mich betrifft, ich will gern alles, was man von mir will!«

Mit diesen Worten beglich der Reisende schon die geringen Kosten, die er den Bauern in der Hütte verursacht hatte. Dann begann er, ein wenig von Hulda und desto mehr von Joël gehalten, den gewundenen Fußpfad, der nach den Ufern des Maan führt, wo er an der Straße nach Dal mündet, vorsichtig hinabzusteigen.

Das ging freilich nicht ohne einige »Ach!« und »Oh!« ab, diese liefen aber doch gewöhnlich in ein herzliches Lachen aus. Endlich erreichten alle die Sägemühle, und Joël brachte sofort den Wagen in Ordnung.

5 Minuten später saß der Reisende in dem Sitzkasten neben dem jungen Mädchen.

»Und Sie?« wandte er sich fragend an Joël. »Ich habe Ihnen nun den Platz weggenommen . . . «

»Einen Platz, den ich Ihnen von Herzen gern abtrete . . .«

»Aber vielleicht mit schwerem Herzen?«

»Nein . . . nein! Ich habe meine Beine, werter Herr, ordentliche Beine, die sind für Landstraßen geschaffen.«

»Und für so vorzügliche Landstraßen . . . nicht wahr, junger Freund?«

So fuhren sie denn die Straße hin, die sich allmählich dem Maan nähert.

Joël ging neben dem Kopf des Pferdes, das er am Zügel führte, um den Unebenheiten des Bodens besser ausweichen zu können.

Die Heimfahrt verlief ganz heiter – wenigstens was den Fremden anging. Er plauderte schon wie ein alter Freund der Familie Hansen. Noch bevor sie nach Hause kamen, nannten Bruder und Schwester ihn schon »Herr Sylvius«, und Herr Sylvius nannte sie nur Joël und Hulda, als ob sie schon wer weiß wie lange alle drei miteinander bekannt wären.

Gegen 4 Uhr zeigte der Glockenturm von Dal seine feine Spitze zwischen den Bäumen des Weilers, und einen Augenblick später hielt das Pferd vor dem Gasthaus an. Der Reisende stieg nicht ohne einige Mühe aus dem Wagen. Frau Hansen war zum Empfang an der Tür erschienen, und obwohl jener nicht das beste Zimmer verlangt hatte, wurde er doch, als ob sich das von selbst verstände, dahin geführt.

9. KAPITEL

Sylvius Hog – so lautete der Name, der noch denselben Abend in das Fremdenbuch, und zwar gleich hinter dem Namen Sandgoist, eingetragen wurde. Man wird zugeben, daß zwischen diesen beiden Namen, ebenso wie zwischen den Männern, die sie trugen, ein starker Unterschied herrschte. Weder in der äußeren Erscheinung, noch in dem Charakter und Auftreten hatten sie etwas Übereinstimmendes. Freigebigkeit auf der einen, Habsucht auf der anderen Seite. Der eine war die Herzensgüte selbst, der andere die häßliche Hülle einer vertrockneten Seele.

Sylvius Hog zählte kaum 60 Jahre und erschien noch weit jünger. Groß, gerade aufgerichtet und gut gewachsen, ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, gefiel er jedem beim ersten Zusammentreffen schon durch das hübsche, liebenswürdige Gesicht, das bartlos und von grauschimmernden, etwas langen Haaren eingerahmt war, mit den ganz wie seine Lippen lächelnden Augen, der breiten Stirn, hinter der sich die edelsten Gedanken bequem entwickeln, und der breiten Brust, in der das Herz frei schlagen konnte. Mit diesen Vorzügen vereinigte er einen unerschöpflichen Vorrat von guter Laune, eine vornehme und bei aller Leutseligkeit ihres Werts bewußte Erscheinung und eine Natur, die gewiß jedes edlen Entschlusses, jedes Opfers für andere fähig war.

Sylvius Hog – aus Christiania – das sagte genug.

Dieser war nicht allein bekannt, geschätzt, geliebt und geehrt in der Hauptstadt Norwegens, sondern ebenso im ganzen Land – natürlich in Norwegen. Die Leute urteilten nämlich in der anderen Hälfte des skandinavischen Reichs, also in Schweden, nicht ebenso über ihn.

Das verlangt eine nähere Erklärung.

Sylvius Hog war Professor der Rechte in Christiania. In anderen Städten nimmt derjenige, der Rechtsanwalt, Arzt oder Kaufmann ist, wohl die obersten Stufen der sozialen Rangordnung ein. In Norwegen ist das nicht der Fall; hier gilt der Professor als der Erste.

Wenn es in Schweden vier Klassen, den Adel, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft und den Bauernstand gibt, so zählt man in Norwegen nur drei, denn hier fehlt der Adel gänzlich; hier hat man keinen Vertreter der Aristokratie, nicht einmal unter den höchsten Beamten. In diesem sozusagen privilegierten Land existieren keine Privilegien; die Beamten sind nur die ergebenen Diener des ganzen Volkes. Alles in allem herrscht hier also vollkommene gesellschaftliche Gleichheit, kein politischer Unterschied.

Da Sylvius Hog einer der bedeutendsten Männer seines Landes war, wird man sich auch nicht wundern, daß er zum Mitglied des Storthings gewählt wurde. In dieser großen Versammlung übte er ebenso durch seine wissenschaftliche Begabung, wie durch die Makellosigkeit seines privaten und öffentlichen Lebens einen

Einfluß aus, dem sich sogar die vielen, von den Landbewohnern erwählten Bauerndeputierten willig unterordneten.

Seit der Konstitution von 1814 kann man eigentlich mit Recht sagen: Norwegen ist eine Republik mit dem König von Schweden als Repräsentanten.

Es versteht sich von selbst, daß dieses auf seine Ausnahmestellung eifersüchtige Norwegen seine Selbstregierung sorgsam bewahrt hat. Das Storting hat nichts gemein mit dem schwedischen Reichstag. Man wird also verstehen, daß ein besonders einflußreiches und patriotisches Mitglied jenseits der idealen Grenze, die Schweden von Norwegen trennt, nicht gerade wohl angesehen sein konnte.

Das war auch der Fall mit Sylvius Hog. Von unabhängigem Charakter, der lieber nichts sein wollte, hatte er wiederholt schon abgeschlagen, in das Ministerium einzutreten, und als eifriger Verfechter aller Rechte Norwegens stand er stets und unerschütterlich allen Verlockungsversuchen Schwedens feindlich gegenüber.

Die moralische und politische Trennung beider Länder, deren Vorteil doch nach allen Seiten eine innigere Verbindung sein müßte, ist wirklich eine so bestimmte, daß der König von Schweden – zu jener Zeit Carl Johann XV. – nach der Krönung in Stockholm sich auch noch in Drontheim, der alten Hauptstadt Norwegens, krönen lassen mußte. Und so weit geht die fast als Mißtrauen zu bezeichnende Zurückhaltung der Norweger

in geschäftlichen Angelegenheiten, daß die Bank von Christiania nicht gern die Kassenscheine der Stockholmer Reichsbank annimmt, und die streng festgehaltene Unterscheidung zwischen beiden Völkern reicht so weit, daß die Flagge Schwedens weder auf den Gebäuden noch auf den Schiffen Norwegens weht. Die eine ist blau mit einem gelben Kreuz, die andere rot mit blauem Kreuz, nur das obere Eckfeld am Flaggenstock enthält das von norwegischer Seite ebenfalls vielfach bestrittene Unionszeichen beider Länder.

Sylvius Hog lebte aber mit Herz und Seele für sein Norwegen, dessen Interessen er bei jeder Gelegenheit verteidigte; und als das Storting 1854 die Frage verhandelte, nicht ferner mehr einen Vizekönig und auch keinen Statthalter mehr an der Spitze des Reichs zu dulden, gehörte er zu denjenigen, die am erfolgreichsten in die Diskussion eingriffen und jenem Prinzip zum Sieg verhalfen.

Man begreift also, daß, wenn er im Osten des Königreichs nicht besonders beliebt war, er sich dessen doch im Westen und selbst in den entlegensten Gaards des Landes rühmen konnte. Das bergerfüllte Norwegen hallte von der Umgebung Christianias bis zu den letzten Felsklippen des Nordkaps von seinem Namen wider. Würdig dieser vollgewichtigen Popularität, hatte auch noch keine Verleumdung weder den Abgeordneten, noch den Rechtslehrer von Christiania erreichen

können. Er war ein rechter Norweger, aber ein Norweger von lebhaftem Blut, ohne das angeborene Phlegma seiner Landsleute, und in Wort und Tat schneller entschlossen, als es das skandinavische Temperament sonst zuläßt.

Es verriet sich das auch durch seine raschen Bewegungen, durch die Wärme seines Worts und die Lebhaftigkeit seiner Gesten. Wäre er in Frankreich geboren gewesen, so hätte man gewiß nicht gezögert, ihn ein »Kind des Südens« zu nennen, wenn dieser Vergleich, der übrigens hier seine volle Berechtigung hat, gestattet ist.

Die Vermögensverhältnisse Sylvius Hogs waren recht gute zu nennen, obgleich man ihn nicht einen Krösus nennen konnte. Als uneigennützigee Seele dachte er fast niemals an sich selbst, wohl aber immer an andere. Ebenso wenig strebte er nach hohen Ämtern und Ehrenstellen; Abgeordneter zu sein, genügte ihm vollständig; er wollte nichts weiter.

Eben jetzt genoß Sylvius Hog einen 3monatigen Urlaub, um sich von den Anstrengungen zu erholen, die ein arbeitsreiches Jahr legislatorischer Tätigkeit ihm gebracht hatte; seit 6 Wochen aus Christiania abgereist, beabsichtigte er den ganzen Landesteil bis Drontheim, Hardanger, Telemarken und die Bezirke von Kongsberg und Drammen zu bereisen, das heißt, er wollte die Provinzen besuchen, die er noch nicht aus

eigener Anschauung kannte. Er machte also gleichzeitig eine Studien- und eine Vergnügungsreise.

Einen Teil dieser Vergnügungsfahrt hatte Sylvius Hog zurückgelegt, und bei der Rückkehr aus den nördlicheren Amtsbezirken war es, wo er den berühmten Wasserfall, eines der Naturwunder Telemarkens, besichtigen wollte. Nachdem er an Ort und Stelle das damals vorliegende Projekt einer Eisenbahn von Drontheim nach Christiania eingehend geprüft, hatte er einen Führer verlangt, um ihn nach Dal zu geleiten, und rechnete darauf, diesen am linken Ufer des Maan anzutreffen. Ohne Verzug aber und verlockt durch den wunderbaren Anblick des Maristien, hatte er sich auf den gefährlichen Weg über diesen gewagt, eine Unklugheit, die ihn, wie wir wissen, beinah das Leben gekostet hätte. Ja, man darf gewiß behaupten, daß ohne das rechtzeitige Eintreffen Joëls und Huldas die ganze Reise und der Reisende in den Schlünden des Rjukanfos ein Ende gefunden hätten.

10. KAPITEL

In den skandinavischen Ländern und nicht nur bei den Bewohnern der Städte, sondern auch draußen auf dem Land findet man eine recht erfreuliche Volksbildung, die über die ersten Grundlagen des Lesens, Schreibens und Rechnens überall hinausgeht. Der Bauer lernt mit Vergnügen und hat im allgemeinen einen

offenen Kopf; er hat Interesse für öffentliche Angelegenheiten und nimmt an allem, was den Staat oder die Gemeinde angeht, lebhaften Anteil. Im Storthing bilden die Vertreter dieser Klassen immer die Majorität. Manchmal sitzen sie hier in ihrer eigentümlichen Provinzialkleidung, und man rühmt an ihnen mit Recht ihren klaren Verstand, den praktischen Sinn und ein richtiges Auffassungsvermögen – wenn dieses auch etwas langsam ist – nebst einer über jeden Zweifel erhabenen Unbestechlichkeit nach.

Es ist also nicht verwunderlich, daß der Name Sylvius Hogs in ganz Norwegen bekannt war und selbst in diesem etwas wilden Teil Telemarkens mit hoher Achtung genannt wurde.

Auch Frau Hansen glaubte, als sie den von allen geschätzten Gast empfing, ihm sagen zu müssen, wie sehr sie sich geehrt fühle, ihn einige Tage unter ihrem Dach beherbergen zu dürfen.

»Ich weiß zwar nicht, ob das für Sie, Frau Hansen, eine besondere Ehre ist«, antwortete darauf Sylvius Hog, »aber das weiß ich, daß es mir ein großes Vergnügen gewährt. Oh, ich habe meine Zuhörer schon seit längerer Zeit von diesem gastlichen Haus in Dal reden hören, und schon aus diesem Grund hatte ich beschlossen, hier vielleicht 1 Woche lang zu verweilen; und doch, der heilige Olaf möge mir seinen Schutz entziehen, hatte ich nimmermehr gedacht, hier – nur auf einem Fuß anzukommen.«

Der vortreffliche Mann drückte dabei herzlich und freundschaftlich die Hand seiner Wirtin.

»Herr Sylvius«, begann da Hulda, »wünschen Sie vielleicht, daß mein Bruder einen Arzt aus Bamble herbeiholt?«

»Einen Arzt, meine kleine Hulda? Aber wollt Ihr denn, daß ich gar den Gebrauch meiner beiden Beine einbüße?«

»O, Herr Sylvius . . . !«

»Einen Arzt! Und warum nicht gleich meinen Freund, Doktor Boek aus Christiania? Und all das wegen einer einfachen Schrunde?«

»Doch auch eine solche«, erwiderte Joël, »kann, wenn sie nicht richtig behandelt wird, recht ernste Folgen nach sich ziehen.«

»Wirklich, Joël? Würden Sie mir nicht gefälligst sagen, warum Sie wollen, daß sie so ernsthaft würde?«

»Ich will es gewiß nicht, Herr Sylvius! Nein, behüte mich Gott davor!«

»Nun, er wird Sie behüten, und auch mich, sowie das ganze Haus von Frau Hansen, besonders wenn die lebenswürdige Hulda es übernimmt, mir ihre Pflege angedeihen zu lassen.«

»Ganz gewiß, Herr Sylvius!«

»Sehr schön, liebe Freunde. Binnen 4 bis 5 Tagen wird von der Sache nichts mehr zu sehen sein. Warum sollte man übrigens in einem so reizenden Zimmer nicht schnell wieder gesund werden? Wo könnte man

eine bessere Behandlung finden, als in dem vortrefflichen Gasthaus zu Dal? Und dann dieses gute Bett mit seinen Sinnsprüchen, die gewiß mehr wert sind, als die entsetzlichen Formeln der Fakultät. Das hübsche Fenster hier, das den Ausblick nach dem Tal des Maan gewährt, das Murmeln des Wassers, das bis nach meinem Schlafraum hereindringt, der Duft der alten Bäume, die rings um das Haus einen grünen Rahmen bilden, die gute Luft, die würzige Bergluft – ist das nicht alles die beste Arznei, die man nur finden kann? Bedarf man derselben, so braucht man nur das Fenster zu öffnen, da kommt sie von selbst, stärkt und erquickt den Schwachen und – setzt ihn nicht einmal auf strenge Diät!«

Er sagte das alles so heiter, dieser Sylvius Hog, daß mit ihm wirklich etwas wie ein Hauch von Glück in das Haus einzuziehen schien. Diesen Eindruck hatten wenigstens der Bruder und die Schwester, die sich an der Hand haltend, ihm zuhörten und beide dieselbe Regung empfanden.

Der Professor war zuerst nach dem Zimmer im Erdgeschoß geführt worden. Jetzt saß und lag er halb in einem großen Armstuhl und hatte das Bein auf ein Bänkchen ausgestreckt, während Hulda und Joël sich seiner Pflege widmeten. Außer einen Umschlag von frischem Wasser wollte er kein anderes Heilmittel, und in der Tat brauchte er ja auch kein weiteres.

»Gut, liebe Freunde, ganz gut!« sagte er. »Man darf mit den Medikamenten keinen Mißbrauch treiben. Ah, ihr wißt es schon, ohne eure Zuvorkommenheit hätte ich bald etwas zu viel von den Wundern des Rjukanfos kennengelernt – ich wäre wie ein Felsstück einfach in den Schlund hinab gerollt. Dann wäre eine neue Fabel zu der längstbekanntesten Fabel des Maristien hinzugekommen, und ich hätte dafür nicht einmal eine Entschuldigung gehabt! Mich erwartete ja keine Braut am anderen Rand, wie jenen unglücklichen Eystein!«

»Und welcher Schmerz wäre das für Frau Hog gewesen«, sagte Hulda. »Sie würde sich nimmer haben trösten können . . . «

»Frau Hog?« erwiderte der Professor. »O, Frau Hog hätte gewiß nicht eine einzige Träne vergossen.«

»Aber, Herr Sylvius!«

»Nein, sag' ich euch, einfach aus dem Grund, weil es gar keine Frau Hog gibt. Ich könnte mir auch kaum vorstellen, wie eine Frau Hog hätte aussehen sollen – ob fett oder mager, klein oder groß.«

»Als Ihre Gattin hätte sie sicherlich liebenswürdig, geistvoll und gut sein müssen«, meinte Hulda.

»Ei wirklich, mein Schatz? Gut, gut, ich will Ihnen glauben! Ja, ich glaube Ihnen!«

»Doch wenn Ihre Eltern, Ihre Freunde von einem solchen Unfall Kunde bekommen hätten . . . ?« sagte Joël.

»Eltern hab' ich ebensowenig, mein Sohn! Freunde – nun ja, es scheint ja, als wenn ich deren nicht wenig

zählte, abgesehen von denen, die ich mir im Haus von Frau Hansen zu erwerben hoffe, und denen habt ihr beide ja die Mühe abgenommen, mich zu beweinen. Doch, liebe Kinder, sagt mir erst, könnt Ihr mich denn auch einige Tage hier behalten?»

»So lange es Ihnen gefällt, Herr Sylvius«, versicherte Hulda. »Dieses Zimmer gehört ganz Ihnen.«

»Ich hatte ja schon vorher die Absicht, mich in Dal aufzuhalten, wie es wohl alle Touristen tun, um von hier aus Telemarken nach allen Seiten durchstreifen zu können . . . Jetzt wird's nun damit freilich nichts, oder es geschieht doch erst später, das ist alles.«

»Vor Ende der Woche, Herr Sylvius«, meinte Joël, »hoffe ich, daß Sie wieder vollständig auf den Füßen sein werden.«

»Und ich hoffe es nicht minder.«

»Dann bin ich gern erbötig, Sie in dem Bezirk, wo Sie es wünschen, umherzuführen.«

»Das werden wir ja sehen, Joël; davon sprechen wir, wenn ich erst wieder mehr hergestellt bin. Noch hab' ich einen ganzen Monat Ferien vor mir, und wenn ich den ganz im Gasthaus von Frau Hansen verbringen sollte, wär' ich doch gewiß nicht zu beklagen. Ich muß von hier aus doch das Vestfjorddal zwischen den beiden Seen besuchen, muß den Gusta besteigen und einmal nach dem Rjukanfos zurückkehren, denn wenn ich auch beinah ein freiwilliges Sturzbad darin genommen

hätte, hab' ich ihn doch eigentlich wenig gesehen ...
Und das möchte ich nicht versäumen.«

»Sie werden noch einmal dahin zurückkehren, Herr Sylvius«, antwortete Hulda.

»Nun, wir begeben uns alle dahin mit der guten Frau Hansen, vorausgesetzt, daß sie uns begleiten will. Ach, da fällt mir noch ein, daß wir auch Kate, meine alte, treue Haushälterin, und Fink, meinen alten Diener in Christiania, mit einigen Worten benachrichtigen müssen. Sie würden sehr unruhig werden, wenn sie von mir gar nichts hörten, und mir mit Recht böse sein. Nun aber muß ich Ihnen ein Geständnis ablegen. Die Erdbeeren, die schöne Milch – die sind recht angenehm, recht erquickend; als Nahrung reichen sie allein aber doch nicht aus, da ich mich nicht gern auf Krankendiät gesetzt sähe. Ist es für Sie bald Zeit, zu speisen?«

»O, darauf kommt's ja nicht an, Herr Sylvius.«

»Im Gegenteil, darauf kommt sehr viel an! Glauben Sie denn, ich wollte mich während meines Aufenthalts in Dal am Tisch und in meinem Zimmer allein langweilen? Nein, ich will mit Euch und mit Eurer Mutter essen, wenn Frau Hansen nichts dagegen hat.«

Frau Hansen mußte, als man ihr diesen Wunsch des Professors mitteilte, wenn sie auch vielleicht lieber für sich allein geblieben wäre, ihm doch nachgeben; sie

und die ihrigen konnten es sich ja als eine Ehre anrechnen, einen Abgeordneten des Storthing mit am Tisch zu haben.

»Es ist also abgemacht«, erklärte Sylvius Hog, »wir werden alle zusammen im großen Zimmer speisen . . .«

»Gewiß, Herr Sylvius«, bestätigte Joël, »und wenn das Essen bereit ist, werd' ich Sie gleich auf dem Lehnstuhl dahin bringen.«

»Gut, gut, lieber Joël; aber warum denn nicht gleich mittels Schuß? Nein, wenn ich einen Arm aufstützen kann, komme ich schon dahin. So viel ich weiß, bin ich doch nicht amputiert worden.«

»Wie Sie wünschen, Herr Sylvius«, antwortete Hulda, »begehen Sie aber keine neue Unvorsichtigkeit, sonst müßte Joël doch noch den Arzt herbeiholen.«

»Was? Drohungen . . . ? Nun ja, ich werde schon vernünftig und ganz artig sein; und solange ich nicht auf zu knappe Diät gesetzt bin, sollt ihr an mir den folgsamsten Patienten haben. – Aber, liebe Freunde, habt ihr denn noch gar keinen Hunger?«

»Es bedarf nur noch einer Viertelstunde«, erwiderte Hulda, »dann ist alles fertig und wir können Ihnen mit einer Johannisbeersuppe, einer Forelle aus dem Maan, einem Feldhuhn, das Joël gestern aus Hardanger mitgebracht hat, und mit einer guten Flasche Wein aufwarten.«

»Schön, mein liebes Kind, ich danke im voraus!«

Hulda verließ ihn nun, um sich mit dem Essen zu beschäftigen und den Tisch im großen Zimmer zurechtzumachen, während Joël den Schußkarren wieder zum Werkführer Lengling schaffte.

Sylvius Hog blieb allein. Woran hätte er da anders denken sollen, als an die ehrbare Familie, deren Gast und Schuldner er gleichzeitig geworden war? Was konnte er tun, um die Dienstleistungen, die Pflege, die Hulda und Joël ihm gewidmet, zu vergelten? Vorläufig hatte er jedoch keine Zeit, sich längeren Betrachtungen hinzugeben, denn 10 Minuten später saß er schon auf dem Ehrenplatz am großen Tisch. Das Essen war vortrefflich. Es rechtfertigte nach allen Seiten den guten Ruf des Gasthauses, und der Professor aß mit dem größten Appetit.

Der Abend verging nachher unter gemütlichem Plaudern, an dem Sylvius Hog sehr regen Anteil nahm. An Stelle von Frau Hansen, die sich nur sehr selten mit einmischte, veranlaßte er den Bruder und die Schwester zum Sprechen. Die warme Teilnahme, die er für sie empfand, konnte dabei nur noch zunehmen. Die beiden Geschwister vereinigte eine so zärtliche Freundschaft, daß der Professor davon wirklich gerührt wurde.

Als die Nacht herankam, begab er sich mit Hilfe Huldas und Joëls wieder nach seinem Zimmer, sagte den neuen Freunden, ebenso wie diese ihm, herzlich gute Nacht, und kaum hatte er sich in dem sauberen

Bett mit den Sinnsprüchen ausgestreckt, da lag er auch schon in sanftem Schlummer.

Als Sylvius Hog am folgenden Morgen mit Tagesanbruch aufwachte, überließ er sich wieder seinem Nachdenken, ehe jemand an die Tür klopfte.

»Nein«, sagte er, »ich weiß wahrlich nicht, wie ich mich abfinden soll. Man kann sich doch nicht retten, pflegen und heilen lassen, um das alles mit einem ›Schön Dank!‹ auszugleichen. Ich bin Hulda und Joël tief verpflichtet, das ist unbestreitbar, und doch sind das keine Dienste, die man mit Geld belohnen könnte! Pfui doch! Andererseits scheint mir die ganze, aus so wackeren Leuten bestehende Familie so glücklich zu leben, daß ich zu ihrem Glück nichts hinzuzufügen vermöchte. Nun, wir werden ja miteinander plaudern, und vielleicht führt mich das eher auf die rechte Fährte ...«

Während der 3 Tage, die der Professor noch das verletzte Bein ruhig auf dem Schemel ausgestreckt halten mußte, plauderten dann auch alle drei häufiger von dem und jenem; leider schienen sich beide Geschwister eine merkwürdige Zurückhaltung aufzuerlegen. Weder der eine noch die andere wollten sie etwas über ihre Mutter aussagen, deren kühlere und sorgenvolle Haltung Sylvius Hog recht wohl bemerkt hatte. Aus unerklärlichem Feingefühl zögerten sie sogar, ihm von der Angst, die sie wegen der verzögerten Rückkehr Ole Kamps empfanden, etwas mitzuteilen, da sie Gefahr zu

laufen fürchteten, ihrem Gast durch Erzählungen von ihren Besorgnissen die gute Laune zu verderben.

»Indes«, äußerte Joël einmal zu seiner Schwester, »tun wir doch vielleicht unrecht daran, uns Herrn Sylvius nicht anzuvertrauen. Er ist ein Mann, der uns wohl guten Rat erteilen könnte, und bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft könnten wir durch ihn wahrscheinlich auch erfahren, ob man sich im Seeamt damit beschäftigt, klarzustellen, was aus der ›Viken‹ geworden ist.«

»Du hast recht«, meinte Hulda, »ich denke auch, wir tun besser, ihm alles zu sagen, nur wollen wir damit warten, bis er vollkommen wiederhergestellt ist.«

»O, das kann ja nicht lange dauern!« erwiderte Joël.

Mit dem Ende der Woche brauchte Sylvius Hog schon keine Hilfe mehr beim Verlassen seines Zimmers, obwohl er noch ein wenig hinkte. Jetzt setzte er sich gern vor dem Haus auf eine im Schatten der Bäume stehende Bank. Von da aus konnte er den Gipfel des Gusta sehen, der im hellen Sonnenschein glänzte, während der Maan, der oft Holzstämme mit sich herabführte, zu seinen Füßen rauschte.

Hier sah man auch zuweilen Leute vorüberkommen, die von Dal nach dem Rjukanfos gingen. Meist waren es Touristen, die 1 oder 2 Stunden im Gasthaus von Frau Hansen Rast machten, um zu frühstücken oder zu Mittag zu essen. Daneben trafen auch, Tornister auf

dem Rücken und die kleine norwegische Kokarde an der Mütze, einige Studenten von Christiania hier ein.

Diese kannten natürlich den Professor, und so hörte man immer und immer wieder ein fröhliches »Guten Tag« und herzliche Grüße, die bewiesen, wie beliebt Sylvius Hog auch bei der ganzen akademischen Jugend war.

»O, Sie sind hier, Herr Sylvius?«

»Ja, liebe Freunde.«

»Sie, den man tief drin im Hardanger wähnt?«

»Das ist eine Täuschung. Eigentlich müßte ich im Grund des Rjukanfos liegen.«

»O, gar das; nun, wir wollen überall melden, daß Sie sich in Dal befinden.«

»Ja, in Dal . . . und mit einem Bein in der Binde.«

»Sie haben glücklicherweise aber eine gute Lagerstatt und sorgsame Pflege im Haus von Frau Hansen gefunden?«

»Wer könnte sich's besser erdenken?«

»Gewiß, es gibt keine behaglichere Stelle.«

»Und etwa wo bravere Menschen?«

»Nein, die gibt's auch nicht!« erklärten die Touristen freudig.

Dann tranken wohl alle auf die Gesundheit Huldas und Joëls, die beide in ganz Telemarken rühmlich bekannt waren.

Darauf berichtete der Professor sein Abenteuer und gestand seine Unbesonnenheit freimütig ein, erzählte

auch getreulich, wie er gerettet worden sei und wie viel Dankbarkeit er seinen Rettern schulde.

»Und wenn ich hierbleibe, bis meine Schuld abgetragen ist«, fügte er lächelnd hinzu, »dann, meine Herren, bleibt mein Staatsrechts-Kolleg noch lange geschlossen und Sie können Ferien ohne Ende machen.«

»Ach, Herr Professor«, rief dann die lustige Gesellschaft; »gewiß ist daran die reizende Hulda schuld, die sie hier in Dal zurückhält.«

»Ein liebenswürdiges Kind, meine Freunde, und bezaubernd obendrein, und ich – beim heiligen Olaf – ich bin ja auch erst 60 Jahre alt!«

»Auf das Wohlsein des Herrn Professor Hog!«

»Und auf das eure, junge Leute! Durchstreift nur immer das Vaterland, unterrichtet und belustigt euch! In eurem Alter ist es immer und überall schön! Aber hütet euch vor dem Weg über den Maristien! Joël und Hulda könnten vielleicht nicht gleich zur Stelle sein, um die Unbesonnenen zu retten, die sich dahin gewagt hätten.«

Dann zog die muntere Schar ab und noch lange hallte ihr »God aften« aus dem Tal zurück.

Dann und wann einmal mußte sich Joël aus dem Haus entfernen, um Touristen, die den Gusta besteigen wollten, als Führer zu dienen, und Sylvius Hog hätte ihn wohl gern dabei begleitet. Er behauptete zwar, so gut wie geheilt zu sein, da die Schrunde an seinem Bein sich vernarbt hatte, Hulda widerriet ihm aber gar

zu ernstlich, sich einer für ihn jetzt noch viel zu großen Anstrengung auszusetzen, und wenn Hulda das sagte, mußte er schon gehorchen.

Es ist übrigens ein merkwürdiger Berg, dieser Gusta, dessen von schneeerfüllten Schluchten gestreifter Mittelkegel aus dichtem Tannenforst aufragt, wie aus einem grünen Kragen, der ihn unten vollständig umhüllt. Dazu bietet sein Gipfel eine wunderbar schöne, ausgedehnte Aussicht, die im Osten der Bezirk von Numedal, im Westen ganz Hardanger mit seinen großartigen Gletschern umfaßt, während man dicht an seinem Fuß das vielfach gewundene Vestfjorddal zwischen dem Mjös- und Tinn-See, Dal mit seinen niedlichen Häusern, die wie einem Kinderspielzeugkasten entnommen aussehen, und den Lauf des Maan überblickt, der als spiegelndes Band da und dort aus dem Grün der ebenen Strecken hervorleuchtet.

Um eine solche Bergfahrt auszuführen, brach Joël schon morgens um 5 Uhr auf und traf gewöhnlich abends um 6 Uhr wieder zu Hause ein. Sylvius Hog und Hulda gingen ihm dann entgegen und erwarteten ihn neben der Fährmannshütte. Hatte das urwüchsige Fahrzeug die Touristen und deren Führer ans Ufer gesetzt, so wechselten die drei einen herzlichen Händedruck und verbrachten zusammen wieder einen höchst angenehmen Abend. Der Professor schleppte zwar noch immer etwas den Fuß, doch er beklagte sich nicht und schien überhaupt nicht zu viel Eile zu haben,

sich vollkommen wiederhergestellt zu sehen, da das ja fast gleichbedeutend mit dem Verlassen des gastlichen Hauses von Frau Hansen war.

Die Zeit verflog ihm übrigens auffallend schnell. Er hatte nach Christiania gemeldet, daß er sich noch einige Zeit in Dal aufzuhalten gedenke. Das Gerücht von seinem Abenteuer am Rjukanfos war durch das ganze Land gegangen; die Blätter hatten es weitererzählt und einzelne davon es noch in ihrer eigenen Weise ausgeschmückt. Infolgedessen strömte – abgesehen von den Broschüren und Tagesblättern – eine ganze Menge Briefe nach dem Gasthaus zusammen. Er mußte alle lesen, mußte auf die meisten antworten.

Sylvius Hog las, antwortete, und da er in seine Briefe gar so häufig die Namen Joëls und Huldas einfließen ließ, wurden auch diese bald zusätzlich in ganz Norwegen bekannt.

Der Aufenthalt bei Frau Hansen konnte sich indes nicht bis ins Unendliche verlängern. Doch Sylvius Hog war sich auch nach langem Zeitraum ebensowenig wie bei seiner Ankunft darüber klar, wie es ihm möglich sein würde, seine Schuld abzutragen. Inzwischen fing er dagegen an zu mutmaßen, daß diese Familie doch nicht so glücklich sein möge, wie er immer geglaubt hatte. Die Ungeduld, mit der Bruder und Schwester jeden Tag den Postboten von Christiania oder von Bergen erwarteten, ihre Enttäuschung, ja ihr Kummer, wenn

sie sahen, daß er niemals einen Brief für sie mitbrachte, waren zu deutliche Zeugen dafür.

Jetzt schrieb man schon den 9. Juni – und noch immer keine Nachricht von der ›Viken‹! Schon handelte es sich also um eine Verzögerung von über 2 Wochen nach dem für seine Heimkehr bestimmten Zeitpunkt. Nicht ein einziger Brief von Ole! Nichts, was den heimlichen Kummer Huldass hätte mildern können! Das arme Mädchen begann allmählich zu verzweifeln, und Sylvius Hog fand sie eines Morgens mit recht rotgeweinten Augen.

»Was bedeutet das?« fragte er sich. »Ein Unglück, das man fürchtet und mir verhehlt? Betrifft es wohl ein Geheimnis der Familie, in das ein Fremder einzudringen nicht berechtigt ist? Doch bin ich für sie denn immer noch ein Fremder? Nein, das können sie doch selbst nicht glauben. Nun, wenn ich meine Abreise ankündige, werden sie vielleicht deutlich einsehen, daß es ein wahrer Freund ist, der von ihnen scheidet.«

Noch an demselben Tag begann er also:

»Liebe Freunde, es naht nun der Zeitpunkt, wo ich zu meinem lebhaften Bedauern euch doch endlich verlassen muß.«

»Schon, Herr Sylvius, schon!« rief Joël mit einer Lebhaftigkeit, die er kaum zu bemeistern vermochte.

»O, hier bei euch vergeht einem die Zeit gar zu geschwind. Jetzt weile ich schon seit 17 Tagen in Dal.«

»Wie ... ? 17 Tage?« wiederholte Hulda.

»Ja, liebes Kind, und das Ende meines Urlaubs rückt heran. Ich habe jetzt kaum noch 1 Woche übrig, die geplante Reise nach Drammen und Kongsberg auszuführen. Und doch verdankt das Storting eigentlich nur euch, daß ihm die Mühe erspart bleibt, meinen Deputiertenplatz mit einem Nachfolger zu besetzen, und das Storting wird ebensowenig wie ich selbst sich darüber klarwerden können, die Belohnung ... «

»O, Herr Sylvius ...!« fiel ihm Hulda ins Wort, die ihm mit ihrer kleinen Hand den Mund verschließen zu wollen schien.

»Nun ja, Hulda, ich gehorche, es ist mir ja verboten, davon zu sprechen ... wenigstens hier!«

»Weder hier, noch sonstwo!« sagte das junge Mädchen.

»Es sei; in dieser Angelegenheit bin ich eben nicht mein eigener Herr und muß mich unterwerfen; doch werden Sie und Joël nicht einmal nach Christiania kommen um mich zu besuchen?«

»Sie besuchen, Herr Sylvius?«

»Nun ja, mich zu besuchen ... ein paar Tage in meinem Haus zu verbringen ... natürlich zusammen mit Frau Hansen.«

»Und wenn wir das Gasthaus verlassen, wer sollte es dann leiten?«

»O, das Gasthaus bedarf Eurer, mein' ich, dann einmal nicht mehr, wenn die Reisezeit vorüber ist. Ich

denke also, mit Ende Herbst müßte sich das ausführen lassen . . . «

»Herr Sylvius«, antwortete Hulda, »das dürfte doch seine Schwierigkeiten haben . . . «

»Nein, im Gegenteil, liebe Freunde, das geht ganz leicht. Antwortet mir nicht ›Nein!‹, eine Weigerung nehme ich nicht an. Und dann, wenn ich euch erst da unten habe, im besten Zimmer meines Hauses, neben meiner alten Kate und meinem alten, treuen Fink, dann werdet ihr wie meine Kinder sein und als solche müßt ihr mir auch sagen, was ich vielleicht für euch tun kann.«

»Was Sie tun könnten, Herr Sylvius?« erwiderte Joël, seiner Schwester einen Blick zuwerfend.

»Joël!« rief Hulda, die den Gedanken ihres Bruders erriet.

»Sprechen Sie, junger Freund, sprechen Sie offen!«

»Nun gut, Herr Sylvius, Sie könnten uns eine sehr große Ehre erweisen.«

»Ich? Inwiefern?«

»Etwas, was Ihnen nicht allzu viel Unbequemlichkeiten auferlegte, Sie könnten der Hochzeit meiner Schwester Hulda beiwohnen . . . «

»Ihrer Hochzeit!« rief Sylvius Hog erstaunt. »Wie, meine kleine Hulda will sich verheiraten, und mir hat man kein Sterbenswörtchen davon mitgeteilt?«

»Ach, Herr Sylvius . . . !« seufzte das junge Mädchen, deren Augen sich mit Tränen füllten.

»Und wann soll diese Hochzeit stattfinden?«

»Wann es Gott gefällt, uns Ole, Huldas Bräutigam, wieder heimzuführen!« antwortete Joël.

11. KAPITEL

Joël erzählte nun die Geschichte Ole Kamps. Sehr ergriffen von der Schilderung, lauschte ihm Sylvius Hog mit gespannter Aufmerksamkeit. Jetzt wußte er alles. Er hatte eben auch den letzten Brief gelesen, der die Rückkehr Oles ankündigte, und Ole kam doch noch immer nicht. Welche Unruhe, welche Angst bereitete das der Familie Hansen.

»Und ich, ich wähnte immer bei ganz glücklichen Menschen zu wohnen«, sagte er für sich.

Vergegenwärtigte er sich aber alles einzeln, was er gelegentlich beobachtet hatte, so schien es ihm, daß die beiden Geschwister sich schon ihrer Verzweiflung überließen, wo doch alle Hoffnung noch nicht aufzugeben war. Rechneten sie nach den Tagen des Mai und Juni, so gestaltete die Einbildung ihnen diese Zahl weit größer, so als wenn sie sie zweimal gezählt hätten.

Der Professor nahm sich vor, ihnen darüber andere Ansichten beizubringen, und wenn er dazu auch nicht zwingende Beweisgründe an der Hand hatte, so waren es doch ganz beachtenswerte und annehmbare, durch die er ihnen das Ausbleiben der ›Viken‹ erklärlich zu machen suchte.

Immerhin war sein Gesicht recht ernst geworden. Die Betrübnisse Huldas und Joëls hatten ihn tief ergriffen.

»Hört mich an, liebe Kinder«, sagte er, »setzt euch neben mich und laßt uns den Fall besprechen.«

»Und was könnten Sie uns zum Trost sagen, Herr Sylvius?« antwortete Hulda, deren Schmerz sie übermannte.

»Ich werde euch nur sagen, was ich für richtig halte«, erwiderte der Professor, »und das ist folgendes: Ich habe reiflich nachgedacht über alles, was Joël mir mitgeteilt hat, und da scheint mir, als ob eure Ungeduld doch etwas übertrieben wäre. Fern sei es von mir, euch mit unhaltbaren Versicherungen aufrichten zu wollen, aber es ist doch nicht mehr als recht, die Sache so zu betrachten, wie sie liegt.«

»Ach, Herr Sylvius«, klagte Hulda, »mein armer Ole ist doch mit der ›Viken‹ zugrunde gegangen und ich werd' ihn nimmermehr wiedersehen!«

»Schwester . . . liebste Schwester!« rief Joël bittend, »beruhige dich und laß Herrn Sylvius sprechen . . . «

»Und behalten wir ruhiges Blut, liebe Kinder. Seht einmal, zwischen dem 15. und dem 20. Mai sollte Ole also in Bergen wieder eintreffen?«

»Ja«, sagte Joël, »zwischen dem 15. und dem 20. Mai, wie sein Brief uns meldete, und jetzt haben wir schon den 9. Juni.«

»Das gibt eine Verzögerung von 20 Tagen über den letzten für die Rückkehr der ›Viken‹ angenommenen Zeitpunkt hinaus. Ich gebe zu, daß das etwas bedeutet; indes darf man von einem Segelschiff nicht verlangen, was man von einem Dampfer erwarten könnte.«

»Eben, das hab' ich Hulda auch gesagt und wiederhole es ihr noch immer«, sagte Joël.

»Und daran tun Sie gut, mein Sohn«, erklärte Sylvius Hog. »Außerdem wäre es ja möglich, daß die ›Viken‹ ein altes Schiff ist, das, wie die meisten der Neufundlandsfahrer, besonders wenn sie schwer beladen sind, nur schlecht segelt. Andererseits hat auch seit den letzten Wochen recht schlimmes Wetter geherrscht. Vielleicht hat Ole nicht einmal zu der Zeit, welche sein Brief angibt, abfahren können. In diesem Fall brauchte er sich nur um 8 Tage verspätet haben, so könnte die ›Viken‹ noch gar nicht eingetroffen sein, und ihr würdet wahrscheinlich noch einen weiteren Brief von ihm zu erwarten haben. Alles, was ich euch hier sage, ist, das dürft ihr glauben, das Ergebnis ernstlichen Nachdenkens. Wißt ihr übrigens so genau, ob die der ›Viken‹ mitgegebenen Instruktionen ihm nicht eine gewisse Freiheit des Entschlusses einräumen, je nach dem Bedarf des Marktes seine Ladung vielleicht in einem anderen Hafen zu löschen?«

»Das würde Ole mir geschrieben haben«, fiel Hulda ein, die sich auch an eine solche Hoffnung nicht zu klammern vermochte.

»Wer beweist, daß er nicht geschrieben hätte?« erwiderte der Professor; »und wenn er es getan hat, dann wäre nicht die ›Viken‹ im Verzug, sondern nur das Postschiff von Amerika. Nehmt einmal an, Oles Schiff hätte einen Hafen der Vereinigten Staaten anlaufen müssen, das erklärte sofort, warum noch kein weiterer Brief von ihm in Europa eingelaufen wäre.«

»In den Vereinigten Staaten, Herr Sylvius?«

»Das kommt ja manchmal vor, und es reicht dann aus, ein Postschiff zu verfehlen, um seine Freunde recht lange ohne Nachricht lassen zu müssen. Auf jeden Fall haben wir einen recht einfachen Weg einzuschlagen, nämlich den, bei den Reedern in Bergen nähere Erkundigungen einzuziehen. Kennt ihr sie?«

»Ja«, sagte Joël, »es sind die Herren Gebrüder Help.«

»Gebrüder Help senior Söhne?« rief Sylvius Hog.

»Ja, dieselben.«

»Oh, die kenne ich ja auch. Der jüngere Help, Junior, wie man ihn nennt, obwohl er schon in meinem Alter ist, gehört zu meinen besten Freunden. Wir haben in Christiania oft genug zusammen gespeist. Gebrüder Help, liebe Kinder! Oh, durch diese werde ich sehr bald erfahren, wie es mit der ›Viken‹ steht! Noch heut' werd' ich an sie schreiben, und wenn es nötig würde, suche ich sie selbst persönlich auf.«

»Wie gut Sie sind, Herr Sylvius!« riefen Hulda und Joël gleichzeitig.

»Ach, keinen Dank, ich bitte euch. Nein, ich verbiete es euch. Hab' ich euch denn gedankt für das, was ihr da draußen für mich getan habt? Wie, ich finde kaum eine Gelegenheit, euch einen kleinen Dienst zu erweisen, und ihr macht ein solches Wesen davon!«

»Sie sprachen aber davon, abzureisen, um nach Christiania heimzukehren«, bemerkte Joël.

»Ei was, so fahre ich eben nach Bergen, wenn es unumgänglich ist, dahin zu reisen.«

»Sie wollten uns aber verlassen, Herr Sylvius«, warf Hulda ein.

»So verlasse ich euch einfach nicht, liebes Kind. Ich bin Herr meiner Beschlüsse, denk' ich, und solange ich diese Angelegenheit nicht ins reine gebracht habe, werd' ich auch – man müßte mir denn hier die Tür weisen . . . «

»Was sagen Sie da?«

»Nein, halt, ich habe nicht übel Lust, bis zur Rückkehr Oles in Dal zu bleiben, denn ich möchte ihn kennenlernen, den Verlobten meiner kleinen Hulda. Das muß ein wackerer junger Mann sein – so in der Art unseres Joël.«

»Ja, ganz wie er!« bekräftigte Hulda.

»Das konnte ich mir denken!« rief der Professor, dessen gute Laune wenigstens dem Anschein nach wieder die Oberhand gewonnen hatte.

»Ole gleicht nur Ole, Herr Sylvius«, sagte Joël, »und das genügt für den Beweis, daß er ein vortreffliches Herz besitzt.«

»Ich glaube euch, lieber Joël; das erregt in mir aber nur noch mehr das Verlangen, ihn zu sehen. O, es kann ja nicht mehr lange dauern. Irgend etwas sagt mir, daß die ›Viken‹ bald eintreffen müsse.«

»Möge Gott Sie hören!«

»Und warum sollte er mich nicht hören? Er hat ein gar feines Ohr. Ja, ich will der Hochzeit Huldas noch beiwohnen, da ich nämlich dazu eingeladen bin. Dem Storthing wird schon nichts übrigbleiben, als meinen Urlaub um einige Wochen zu verlängern; es hätte ihn ja noch weit mehr verlängern müssen, wenn ihr mich in den Rjukanfos fallen ließet, wie ich's eigentlich verdiente.«

»Herr Sylvius«, fiel ihm Joël ins Wort, »wie können Sie wohl so reden, bei all dem Guten, das Sie uns erweisen!«

»Ich wünschte herzlich, euch besser dienen zu können, liebe Freunde, denn euch verdanke ich ja alles, und ich weiß nur nicht . . . «

»Nein, bitte, erwähnen Sie jenes kleine Abenteuer nicht weiter!«

»Im Gegenteil, ich werde immer darauf zurückkommen. Sagt doch, war ich es denn, der mich aus der Todesgefahr auf dem Maristien befreite? Hab' ich das Leben daran gewagt, mich selbst zu retten? Hab' ich

mich vielleicht selbst nach dem Gasthaus in Dal geschafft? Hab' ich selbst mich gepflegt und ohne Mithilfe der Fakultät geheilt? O, ich bin starrköpfig wie ein Schußkarrengaul, das werdet ihr noch kennenlernen. Nun hab' ich mir einmal in den Kopf gesetzt, der Hochzeit Huldas beizuwohnen, und, beim heiligen Olaf! ich werde bei ihr anwesend sein!«

Das Vertrauen wirkt gewöhnlich ansteckend. Wie hätten sie dem, welches Sylvius Hog ihnen entgegenbrachte, widerstehen können?

Er bemerkte es recht wohl, als ein schwaches Lächeln das Gesicht der armen Hulda verklärte. Sie wünschte ja nur, es glauben, freute sich nur, es hoffen zu können.

Sylvius Hog fuhr in freundlichem Ton fort:

»Ei, wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Zeit sehr schnell verrinnt, also beginnen wir bald mit den Vorbereitungen zur Hochzeit.«

»Die sind schon begonnen, Herr Sylvius«, antwortete Hulda, »und zwar schon seit 3 Wochen.«

»Schön! So hüten wir uns, sie zu unterbrechen.«

»Zu unterbrechen?« wiederholte Joël. »Es ist ja schon alles fertig.«

»Wie, der Rock der Ehefrauen, das Leibchen mit den Filigranschnallen, der Gürtel mit feinem Gehänge?«

»Ja, sogar dessen Gehänge.«

»Die glänzende Brautkrone, die meiner kleinen Hulda wie einer Heiligen stehen wird?«

»Ja, Herr Sylvius.«

»Und die Einladungen sind auch schon besorgt?«

»Alle«, versicherte Joël, »selbst die, die uns am meisten am Herzen liegt, die Ihrige.«

»Und die Brautjungfer ist unter den besten Mädchen Telemarkens schon erwählt?«

»Und unter den Schönsten, Herr Sylvius«, antwortete Joël, »denn das ist Fräulein Sigrid Helmboe aus Bamble.«

»In welchem Ton er das sagt, der wackere Bursche!« bemerkte der Professor, »und wie er gar dabei errödet. Ei, ei, sollte es der Zufall etwa gar fügen, daß jenes Fräulein Sigrid Helmboe aus Bamble ausersehen ist, einst Frau Joël Hansen in Dal zu werden?«

»Ja, Herr Sylvius«, bestätigte Hulda, »Sigrid, die ich als meine beste Freundin betrachte.«

»Schön, also noch eine Hochzeit!« rief Sylvius Hog. »Ich bin sicher, daß man mich auch dazu einladen wird, und werde schon nichts anderes tun können, als ihr ebenfalls beizuwohnen. Da wird's aber entschieden notwendig, als Abgeordneter des Storting meine Amtsniederlegung zu melden, denn offenbar dürfte es mir an Zeit fehlen, bei den Sitzungen ferner anwesend zu sein. Nun also, mein wackerer Joël, ich bin Ihr Trauzeuge, nachdem ich erst, wenn Sie nichts dagegen haben, als solcher Ihrer Schwester gedient habe. Ich sehe schon, ihr macht mit mir, was ihr wollt, oder vielmehr, was ich selbst gern will. Umarmen Sie mich,

kleine Hulda; geben Sie mir die Hand, mein Sohn, und nun wollen wir an meinen Freund Help junior in Bergen schreiben!«

Die Geschwister verließen das Zimmer im Erdgeschoß, von dem der Professor zu sagen liebte, daß er es in Erbpacht nehmen wolle, und gingen wieder mit etwas erneuter Hoffnung an ihre Arbeit.

Sylvius Hog war allein zurückgeblieben.

»Das arme Mädchen! Das arme Mädchen!« murmelte er; »ja, ich habe einen Augenblick ihren Schmerz hinweggetäuscht, habe ihr einige Beruhigung eingeflößt! Aber es ist doch eine sehr lange Verzögerung und in jenen Meeren, die zu dieser Jahreszeit genug Schrecken bieten . . . Wenn die ›Viken‹ doch untergegangen wäre? Wenn Ole nicht mehr heimkehren sollte!«

Schon in der nächsten Minute schrieb der Professor an die Reeder in Bergen; in seinem Brief ersuchte er sie um möglichst eingehende Benachrichtigung über alles, was mit der ›Viken‹ und mit ihrer Fahrt auf den Fischfang zusammenhing, er wünschte Auskunft darüber, ob irgendein vorhergesehener oder unvorhergesehener Umstand diese veranlaßt haben könne, einen anderen Hafen anzulaufen. Vor allem kam es ihm darauf an, zu erfahren, wie die Kaufherren und Seeleute von Bergen sich diese Verzögerung erklärten. Endlich

bat er seinen Freund Help junior, die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen und ihm mit dem rückkehrenden Postboten Nachricht zukommen zu lassen.

Dieser so dringliche Brief belehrte den Empfänger auch, warum Sylvius Hog an dem jungen Steuermann der ›Viken‹ so warmen Anteil nahm, und für welchen Dienst er seiner Verlobten verpflichtet sei, auch welche Freude es für ihn sein würde, den Kindern von Frau Hansen einige Aufklärung geben zu können.

Sobald der Brief geschlossen war, besorgte ihn Joël nach der Post in Moel, von wo er am nächsten Tag mit abgehen sollte. Am 11. Juni würde er in Bergen sein, und am 12. oder spätestens am Morgen des 13. konnten sie von Help junior eine Antwort in den Händen haben.

Fast 3 Tage sollten sie auf eine Antwort warten! Wie lang würden diese erscheinen! Durch seine tröstlichen Worte, seine ermutigenden Gründe gelang es jedoch dem Professor, diese Zeit der spannenden Erwartung weniger fühlbar zu machen. Jetzt, wo er das Geheimnis Huldas kannte, fehlte es ihm ja nie an einem gern gehörten Gesprächsthema, und wie viel Trost gewährte es Joël und seiner Schwester, ohne Unterlaß von dem Abwesenden reden zu können.

»Gehöre ich denn jetzt nicht zu eurer Familie?« wiederholte öfters Sylvius Hog. »Ja, als so etwas wie ein Onkel, der euch von Amerika aus oder sonstwoher beschert worden wäre?«

Und weil er eben zur Familie gehörte, konnte man auch keine weiteren Geheimnisse vor ihm haben.

Das Auftreten der beiden Kinder gegen ihre Mutter war ihm ja nicht unbemerkt geblieben. Die Zurückhaltung, deren sich Frau Hansen so auffällig befleißigte, mußte seiner Meinung nach noch eine andere Ursache haben als die Unruhe, in der alle bezüglich Ole Kamps schwebten. Er glaubte das also gegen Joël erwähnen zu müssen, doch dieser wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Er versuchte dann, Frau Hansen selbst auszuforschen, diese hielt sich aber so verschlossen, daß er darauf verzichten mußte, ihr Geheimnis zu durchdringen. Die Zukunft würde ihm darüber ja Aufklärung verschaffen.

So wie Sylvius Hog es vorausgesehen hatte, traf die Antwort von Help junior am Morgen des 13. in Dal ein. Joël war dem Postboten schon mit Tagesanbruch entgegengegangen; er brachte den Brief dann auch nach der großen Stube, in der sich der Professor mit Frau Hansen und deren Tochter befand.

Zuerst herrschte eine Minute lang tiefes Schweigen. Hulda, die ganz blaß geworden war, hätte jetzt gar nicht sprechen können, so heftig klopfte ihr vor Erwartung das Herz. Sie hatte die Hand ihres Bruders ergriffen, der übrigens nicht weniger erregt war als sie.

Sylvius Hog erbrach den Brief und las den Inhalt mit lauter Stimme vor.

Zu seinem Bedauern erging sich sein Absender auch nur in unbestimmten Andeutungen, und der Professor konnte den jungen Leuten, die ihm mit Tränen in den Augen zuhörten, seine Enttäuschung nicht verhehlen.

Die ›Viken‹ hatte Saint Pierre Miquelon wirklich zur vorausbestimmten Zeit verlassen, ganz wie es Ole Kamps letzter Brief meldete. Das war in zuverlässigster Weise durch andere Schiffe bekannt geworden, die seit ihrer Abreise von Neufundland in Bergen schon angekommen waren. Diese Schiffe hatten sie unterwegs nicht angetroffen, auch sie hatten in der Gegend von Island sehr schweres Wetter zu überstehen gehabt, sich aber daraus, ohne Schaden zu nehmen, zu retten vermocht.

Warum sollte das der ›Viken‹ nicht ebenso gelungen sein? Vielleicht war sie nur ein Stück zurückgeblieben. Sie war übrigens ein ganz vorzügliches, sehr fest gebautes Schiff unter der Führung von Kapitän Frikel aus Hammerfest, und hatte eine kräftige Besatzung, die schon genügende Proben ihrer Seetüchtigkeit abgelegt hatte. Immerhin sei dieses Ausbleiben der ›Viken‹, wenn es sich noch weiter verlängerte, einigermaßen beunruhigend, und dann doch vielleicht zu fürchten, daß sie mit Mann und Maus zugrunde gegangen sei.

Help junior bedauerte, keine bessere Nachricht über den jungen Verwandten der Familie Hansen geben zu können. Betreffs Ole Kamps selbst sprach er von diesem als einem vortrefflichen jungen Mann, welcher

der Teilnahme, die Sylvius Hog für ihn empfand, völlig würdig wäre.

Help junior schloß mit der Versicherung seiner aufrichtigen Hochachtung für den Professor und übermittelte ihm gleichzeitig herzliche Grüße von seiner Familie. Endlich versprach er, ihm ohne Zögern jede weitere Nachricht zugehen zu lassen, die von der ›Viken‹ aus irgendeinem Hafen Norwegens eintreffen würde, und nannte sich in der Unterschrift als dessen »achtungsvoll ergebene« Gebrüder Help.

Halb ohnmächtig werdend, war die arme Hulda, während der Professor diesen Brief las, auf einen Stuhl niedergesunken und schluchzte schmerzlich, als er damit zu Ende war.

Mit gekreuzten Armen, ohne ein Wort zu sagen, ja selbst ohne daß er gewagt hätte, seine Schwester anzusehen, hatte Joël zugehört.

Frau Hansen hatte sich, nachdem Sylvius Hog mit dem Lesen aufgehört, nach ihrem Zimmer zurückgezogen; es schien, als hätte sie diese Hiobspost ebenso sicher erwartet hatte, wie sie manch anderes Unglück voraussah.

Der Professor bedeutete Hulda und Joël durch ein Zeichen, näher zu treten. Er wollte zu ihnen noch über Ole Kamp reden, wollte ihnen alles sagen, was er nur immer an Trost für sie erdenken konnte. Und er sprach sich nach diesem Brief von Help junior mit mindestens eigentümlicher Zuversichtlichkeit aus. Er betonte ganz

besonders eine merkwürdige Ahnung zu haben, daß sie noch nicht zu verzweifeln brauchten, dazu sei eine hinreichende Menge Beispiele bekannt, daß Schiffe auf der Fahrt zwischen Norwegen und Neufundland noch längere Verzögerungen erlitten hätten, was unzweifelhaft nachgewiesen wäre. Die ›Viken‹ sei ja, wie sie nun bestimmt wüßten, ein gutes Fahrzeug mit verläßlichem Führer und erprobter Mannschaft, folglich aber eher in günstigeren Verhältnissen als manche andere Schiffe, die zufällig schon nach dem Heimathafen zurückgekehrt wären.

»Halten wir also die Hoffnung hoch, meine lieben Kinder, und fügen wir uns in Geduld! Hätte die ›Viken‹ zwischen Island und Neufundland Schiffbruch erlitten, sollten denn die zahlreichen, auf demselben Weg nach Europa befindlichen anderen Fahrzeuge keine einzige Spur von ihr gefunden haben? – Doch nein! Nicht eine Planke ist in jenen zur Zeit der Hochseefischerei so belebten Gegenden entdeckt worden! Nichtsdestoweniger dürfen wir natürlich die Hände nicht in den Schoß legen und müssen unbedingt erschöpfende Nachrichten zu erlangen suchen. Wenn wir auch diese Woche ohne eine Meldung über die ›Viken‹ oder einen Brief von Ole bleiben, werde ich nach Christiania zurückkehren, mich an das Seeamt wenden, das umfassende Nachforschungen anstellen und – das bin ich überzeugt – damit Erfolge erzielen wird, die uns gewiß alle befriedigen.«

Wie große Zuversicht der Professor auch zeigte, fühlten Hulda und Joël doch heraus, daß er nicht mehr so sprach, wie vor Empfang dieses Briefs aus Bergen – eines Briefs, dessen Inhalt ihnen in der Tat nur wenig Hoffnung übrigließ. Sylvius Hog wagte augenblicklich nicht mehr, eine Anspielung auf Huldas in nächster Zeit bevorstehende Hochzeit zu machen, wenn er auch mit eindringlichem Ton wiederholte:

»Nein, es ist ja gar nicht möglich! Ole – und nicht mehr in das Haus von Frau Hansen zurückkehren! Ole sollte seine Hulda nicht heiraten! Nein, an ein solches Unglück glaub' ich mein Lebtag nicht!«

Das war freilich nur seine persönliche Überzeugung, die er aus der Energie seines Charakters, aus seiner angeborenen Natur, die sich durch nichts ganz niederdrücken ließ, schöpfte. Doch wie hätte er diese auch auf andere zu übertragen vermocht, und besonders auf diejenigen, denen das Schicksal der ›Viken‹ am meisten am Herzen lag?

Inzwischen verstrichen noch einige Tage. Vollkommen geheilt, unternahm Sylvius Hog nun weitere Spaziergänge in der Umgebung, wobei er Hulda und ihren Bruder freundlich nötigte, ihn zu begleiten, nur um die Geschwister sich nicht allein zu überlassen. Eines Tages gingen alle drei das Vestfjorddal halb bis zu den Fällen des Rjukan hinauf; am folgenden Tag machten sie den Weg abwärts, wandten sich aber dabei nach Moel und dem Tinn-See zu. Einmal blieben sie sogar

über 24 Stunden lang aus, weil sie ihren Ausflug bis Bamble ausgedehnt hatten, wo der Professor die Bekanntschaft des Pächters Helmboe und seiner Tochter Sigrid machte. Welch herzlichen Empfang bereitete da letztere ihrer Hulda, und wie aufrichtig bemühte sie sich, die Freundin zu trösten.

Sylvius Hog konnte den teilnehmenden Leuten hier auch etwas mehr Hoffnung machen; er hatte an das Seeamt nach Christiania geschrieben. Die Regierung hatte die Suche nach der ›Viken‹ in die Hand genommen, die bestimmt gefunden werden würde; auch Ole würde wiederkommen, er konnte von einem Tag zum anderen eintreffen. O nein, die Hochzeit würde gewiß um keine 6 Wochen Aufschub erleiden! Der vortreffliche Mann schien so unerschütterlich überzeugt, daß man sich vielleicht mehr dieser felsenfesten Überzeugung als seinen Beweisgründen beugte.

Der Besuch bei der Familie Helmboe erwies sich als recht wohltätig für die Kinder von Frau Hansen, denn als sie nach Hause zurückkehrten, waren sie weit gefaßter als beim Fortgehen.

Der 15. Juni war herangekommen. Die ›Viken‹ hatte jetzt schon einen vollen Monat Verzögerung. Da es sich ja nur um die verhältnismäßig kurze Überfahrt von Neufundland nach der Küste von Norwegen handelte, so überschritt das – selbst für ein Segelschiff – doch alle gewöhnlichen Erfahrungen.

Hulda lebte kaum mehr, und ihr Bruder wußte kein Wort zu finden, das sie hätte trösten und aufrichten können. Angesichts der beklagenswerten jungen Leute mißlang dem Professor fast der Vorsatz, immer und immer noch etwas Hoffnung zu bewahren. Hulda und Joël verließen die Schwelle des Hauses jetzt nur noch, um nach der Seite von Moel hinaus zu blicken oder ein Stück auf der Straße nach dem Rjukanfos hinzugehen. Ole Kamp mußte eigentlich von Bergen aus kommen, aber es war ja nicht ausgeschlossen, daß er vielleicht von Christiania käme, wenn der Bestimmungshafen der ›Viken‹ geändert worden war.

Das Geräusch von einem Schußkarren, das aus den Bäumen vernehmbar wurde, ein Schrei, der die Luft durchzitterte, der Schatten einer Menschengestalt, der sich an einer Pfadbiegung zeigte, ließ ihre Herzen – leider vergeblich – jedesmal höher schlagen.

Die Leute in Dal wachten sozusagen auch ihrerseits und gingen den Postboten stromauf- und stromabwärts des Maan entgegen. Alle bewiesen ihre innige Teilnahme gegenüber der so allbeliebten Familie, wie gegenüber dem armen Ole, den man ja fast als ein Kind Telemarkens betrachtete; doch weder von Bergen noch von Christiania traf ein Brief ein, der Nachricht von dem Verschollenen gebracht hätte.

Auch am 16. ereignete sich nichts Neues. Der Professor konnte sich kaum noch halten und sah ein, daß er hier mit eigener Person eintreten müsse, um der immer

qualvoller werdenden Lage ein Ende zu machen. Deshalb erklärte er denn auch, wenn bis zum folgenden Tag keine Mitteilung einlief, selbst nach Christiania gehen und sich überzeugen zu wollen, ob die Nachforschungen auch mit gehörigem Eifer betrieben würden. Freilich mußte er Hulda und Joël inzwischen verlassen; doch das war nicht zu ändern, und er gedachte ja zurückzukehren, sobald er die nötigen Schritte getan hatte.

Schon ein großer Teil des 17. Juni war verlaufen – ein Teil des vielleicht traurigsten Tages von allen. Seit Tagesanbruch strömte der Regen hernieder und starker Wind schüttelte die alten Baumkronen und ließ, nach der Seite des Maan hin, manchmal alle Fensterscheiben erzittern.

Es war jetzt 7 Uhr und die Hauptmahlzeit schweigend, wie in einem Trauerhaus, beendet. Selbst Sylvius Hog gelang es nicht mehr, ein Gespräch im Gang zu halten – es fehlten ihm jetzt die Worte, wie die Gedanken. Was hätte er auch sagen sollen, das nicht vorher hundertmal gesagt war, zumal da er fühlte, daß dieses sich noch immer länger hinziehende Ausbleiben des sehnlichst Erwarteten die früheren Erklärungsgründe immer unannehbarer machte?

»Ich fahre morgen früh nach Christiania«, sagte er. »Joël, wollen Sie dafür sorgen, daß ich ein Gefährt finde? Sie werden mich nur bis Moel fahren und dann sofort heimkehren.«

»Gewiß, Herr Sylvius«, antwortete Joël; »Sie wünschen also nicht, daß ich Sie noch weiter begleite?«

Der Professor machte, auf Hulda deutend, ein abwehrendes Zeichen; er wollte diese auf keinen Fall ihres Bruders unnötig berauben.

In demselben Augenblick ließ sich auf der Straße von Moel her ein erst zwar schwaches, doch immer deutlicher werdendes Geräusch vernehmen. Alle lauschten. Schon unterlag es keinem Zweifel mehr, daß es von einem Wagen herrührte, der rasch auf Dal zu rollte. Man konnte kaum annehmen, daß das ein Reisender sei, der vielleicht die Nacht in dem Gasthaus zubringen wollte, denn einfache Touristen trafen zu so vorgeschrittener Stunde hier gewöhnlich nicht mehr ein.

Hulda hatte sich zitternd erhoben. Joël ging zur Tür, öffnete sie und blickte hinaus.

Das Geräusch wurde schärfer hörbar; es rührte von dem Schritt eines Pferdes und dem Knarren der Räder eines Schußkarrens her.

Der Sturm wütete aber ebenso heftig, daß Joël die Tür vorläufig wieder schließen mußte.

Sylvius Hog ging in der Stube auf und ab. Joël und seine Schwester standen dicht beieinander.

Der Schußkarren konnte nur noch 20 Schritte vom Haus entfernt sein. Würde er hier anhalten oder nicht?

Das Herz schlug allen zum Zerspringen.

Das Gefährt stand wirklich still; man hörte eine rufende Stimme . . . Die Stimme Ole Kamps war es aber nicht. Gleich darauf klopfte es schon an der Tür.

Joël öffnete.

Vor der Schwelle stand ein fremder Mann.

»Herr Professor Sylvius Hog?« fragte er.

»Der bin ich«, antwortete der Professor vortretend.

»Wer sind Sie, mein Freund?«

»Ein Expresbote, der vom Direktor des Seeamts in Christiania an Sie abgesendet wurde.«

»Haben Sie ein Schreiben für mich?«

»Hier ist es!«

Der Bote übergab hiermit ein großes Schreiben, das mit dem amtlichen Siegel geschlossen war.

Hulda hatte nicht mehr die Kraft, sich auf den Füßen zu halten; ihr Bruder half ihr, sich auf ein Bänkchen zu setzen; keines der Geschwister wagte, Sylvius Hog zum Aufbrechen des Briefs zu drängen.

Endlich las dieser wie folgt:

Hochgeehrter Herr Professor!

Als Erwiderung auf Ihren letzten Brief übersende ich Ihnen hier eingeschlossen ein Schriftstück, das durch ein dänisches Schiff am vergangenen 5. Juni aus dem Meer aufgefischt wurde. Leider läßt dieses Dokument keinen Zweifel mehr bezüglich des Schicksals der ›Viken‹ übrig . . .

Ohne sich Zeit zu nehmen, um den ganzen Brief durchzulesen, hatte Sylvius Hog das Schriftstück aus

dem Umschlag gezogen, das er aufmerksam betrachtete und dann umwendete . . .

Es war ein Lotterielos mit der Nummer 9672.

Auf der Rückseite des Loses befanden sich folgende wenige Zeilen:

3. Mai – Teuerste Hulda! Die ›Viken‹ ist am Sinken! Mein ganzes Vermögen besteht aus diesem Lotterielos. Ich kann es nur Gott anvertrauen, um es Dir zukommen zu lassen, und da ich nicht mehr dabei sein kann, bitte ich Dich, der Ziehung beizuwohnen.

Nimm es hin mit meinem letzten Lebewohl an Dich! Vergiß mich nicht in Deinen Gebeten, meine Hulda! Leb wohl, geliebte Braut, Gott sei mit Dir!

Ole Kamp

12. KAPITEL

Das war also das Geheimnis des jungen Seemanns, das die Aussicht, auf welche hin er hoffte, seiner Verlobten ein, wenn auch kleines Vermögen zuführen zu können . . .

Ein Lotterielos, das er vor der Abfahrt gekauft hatte . . . Und in dem Augenblick, wo die ›Viken‹ untergehen sollte, hatte er es, zugleich mit einem letzten Abschiedsgruß an Hulda, in einer Flasche geborgen und diese ins Meer geworfen.

Jetzt fühlte sich Sylvius Hog niedergeschmettert. Er sah einmal den Brief und dann wieder das Schriftstück

an, aber er sprach nicht mehr. Was hätte er jetzt auch noch sagen können? Welcher Zweifel konnte jetzt noch aufkommen an dem Unfall der ›Viken‹ und an dem traurigen Tod aller derjenigen, die sie nach Norwegen zurücktragen sollte?

Während Sylvius Hog den an ihn gerichteten Brief las, hatte Hulda sich noch zu bemeistern und gegen die sie beklemmende tödliche Angst anzukämpfen vermocht. Nach den letzten Worten Oles war sie aber Joël in die Arme gesunken. Sie mußte nach ihrem Zimmer gebracht werden, wo ihre Mutter ihr die erste Pflege angedeihen ließ. Wieder zu sich gekommen, wünschte sie allein zu bleiben, und jetzt betete sie, vor ihrem Bett kniend, für Oles Seele.

Frau Hansen war nach der großen Stube zurückgekehrt. Erst tat sie zwar einen Schritt auf den Professor zu, als ob sie das Wort an diesen richten wolle, dann wandte sie sich aber nach der Treppe und verschwand.

Auch Joël war, nachdem er seiner Schwester die nötige Unterstützung geleistet hatte, hinausgegangen. Er erstickte in diesem Haus, das allem Unglück offen zu stehen schien. Er brauchte frische, freie Luft, die Luft des entfesselten Sturms, und einen guten Teil der Nacht irrte er an den Ufern des Maan umher.

Sylvius Hog war jetzt allein. Im ersten Augenblick von diesem Donnerschlag wie vernichtet, gelang es

ihm doch bald, seine gewohnte Energie wiederzugewinnen. Nachdem er zwei- oder dreimal die große Stube durchschritten hatte, horchte er, ob nicht ein Ruf des jungen Mädchens bis zu ihm dringen würde. Da er nichts hörte, setzte er sich an den Tisch und überließ sich seinen ihm wild bestürmenden Gedanken.

»Hulda«, sagte er für sich, »Hulda sollte ihren Verlobten nicht wiedersehen! Ein solches Unglück wäre möglich? ... Nein, gegen einen solchen Gedanken lehnt sich jede Faser meines Inneren auf. Die ›Viken‹ ist untergegangen ... zugegeben; ist das aber auch die Gewißheit, daß Ole den Tod gefunden hat? Ich kann es nicht glauben! Bei allen Schiffbrüchen kann nur eine weit längere Zeit lehren, daß niemand den Unfall überlebt hat. Ja, ich zweifle noch, ich will noch zweifeln an dem Schlimmsten, und sollte weder Hulda, Joël, noch sonst jemand meine Zweifel teilen können. Weil die ›Viken‹ vom Meer verschlungen wurde, erklärt es sich ja, daß kein Wrackstück von ihr auf dem Meer schwimmen mag; nein, nein ... nichts als jene Flasche, der der arme Ole seine letzten Gedanken und mit diesen das einzige Wertstück, das er auf der Welt besaß, anvertraute.«

Sylvius Hog hielt das Schriftstück in der Hand, er starrte es an, betastete es, drehte es wiederholt um, als suchte er noch mehr herauszulesen aus diesem Papierstückchen, auf das der arme junge Mann sein ganzes Glück der Zukunft gebaut hatte.

Der Professor wollte es jedoch möglichst genau prüfen; er erhob sich und lauschte, ob das junge Mädchen nach ihrer Mutter oder ihrem Bruder rief, und begab sich dann nach seinem Zimmer.

Das Los war ein Lotterielos der Schulen von Christiania, welche Lotterie gerade damals in Norwegen besonders beliebt war und deren großes Los 100.000 norwegische Mark (= etwa 75.000 Reichsmark) betrug. Der Gesamtwert der übrigen Gewinne belief sich nur auf 90.000 norwegische Mark, die Anzahl der wirklich abgesetzten Lose aber auf nicht weniger als 1 Million Stück!

Ole Kamps Lotterielos hatte die Nummer 9672. Doch ob diese Nummer gut oder schlecht war, ob der junge Seemann irgendeinen geheimen Grund hatte, der ihm zu ihr besonderes Vertrauen einflößte, jedenfalls würde er zur Stunde der Ziehung genannter Lotterie, die am 15. Juli, das heißt nach Verlauf von 18 Tagen erfolgen sollte, nicht anwesend sein. Seiner letzten Bitte nach sollte Hulda dafür an seine Stelle treten, um auf die dort gebräuchlichen Anfragen nach dem Inhaber einer mit Gewinn gezogenen Nummer zu antworten.

Bei dem Schein einer Kerze in niedrigem Leuchter las Sylvius Hog die auf der Rückseite des Loses geschriebenen Zeilen immer und immer wieder mit größter Aufmerksamkeit, als müsse er noch einen verborgenen Sinn darin entdecken.

Die wenigen Zeilen waren mit Tinte geschrieben. Man sah deutlich, daß Oles Hand dabei nicht gezittert hatte, ein Beweis, daß der junge Steuermann der ›Viken‹ auch im Moment des Schiffbruchs seine Kaltblütigkeit völlig bewahrt haben mußte. Er befand sich also gewiß in einem geistigen Zustand, der ihm gestattete, aus jedem sich ihm bietenden Rettungsmittel noch Nutzen zu ziehen; er konnte sich an jedem schwimmenden Wrackstück, an jeder treibenden Planke halten, wenn nicht alles in den wirbelnden Trichter, den ein sinkendes Schiff um sich bildet, mit hinabgerissen worden war.

Nicht selten deuten solche im Meer aufgefangene Schriftstücke wenigstens ungefähr an, wo der Unfall stattgefunden hat. Auf dem vorliegenden fand sich freilich weder eine Angabe der geographischen Länge und Breite, noch eine Andeutung, welches Land oder welche Insel etwa in der Nähe gelegen hätten. Daraus mußte man schließen, daß der Kapitän vielleicht ebensowenig wie die Besatzung gewußt hatte, wo sich die ›Viken‹ damals befand. Von einem jener schrecklichen Stürme, denen kein Segelschiff zu widerstehen vermag, war sie zweifelsohne mit weggerissen und weit aus ihrem Kurs verschlagen worden, und da der Himmel gewiß keine Sonnenbeobachtung gestattete, so hatte die Lage des Schiffes seit mehreren Tagen auch nicht bestimmt werden können. Deshalb wurde es mehr als wahrscheinlich, daß man vielleicht niemals

erfahren würde, wo sich – in der Nähe von Amerika, in den Gewässern von Neufundland oder Island – der Abgrund über den Schiffbrüchigen geschlossen hatte.

Das war freilich ein Umstand, der alle Hoffnung auch demjenigen rauben mußte, der unbedingt nicht verzweifeln wollte.

Mit jeder noch so unbestimmten Andeutung in der Hand hätte man doch wenigstens Nachforschungen anstellen lassen, ein Schiff nach dem Ort der Katastrophe aussenden können, um vielleicht einzelne erkennbare Überreste aufzufinden. Wer konnte wissen, ob nicht einer oder der andere Mann der Besatzung irgendeinen Küstenpunkt des arktischen Festlands erreicht hatte, wo die Leute nun ohne Hilfe und aller Möglichkeit, in ihr Vaterland zurückzukehren, beraubt, sich aufhielten?

Derart waren die Bedenken, die nach und nach in Sylvius Hog aufstiegen – Bedenken, die für Hulda und Joël freilich unannehmbar geblieben wären und die in ihnen zu erwecken der Professor sich sorglich hütete, da die Erschütterung ihrer Hoffnungen ihnen gar so schmerzlich gewesen wäre.

»Indes«, sagte er sich, »wenn das Schriftstück auch keinen weiteren Hinweis bietet, der sich verwerten ließe, so ist doch mindestens bekannt, in welcher Gegend die Flasche aufgefischt wurde. Dieser Brief meldet das zwar nicht, doch das Seeamt in Christiania kann darüber nicht im unklaren sein, und das wäre ja eine

Andeutung, aus der sich einiger Nutzen ziehen ließe, wenn man die Richtung der Meeresströmungen und die der dort vorherrschenden Winde in bezug auf das vermutliche Datum des Schiffbruchs berücksichtigte. Auf jeden Fall will ich sogleich noch einmal schreiben. So wenig Aussicht auf günstigen Erfolg sie auch haben mögen, unbedingt müssen Nachforschungen so schnell wie möglich angeordnet werden. Nein, ich werde die arme Hulda niemals im Stich lassen; und nie werd' ich, ohne unzweifelhafte Beweise dafür in Händen zu haben, an den Tod ihres Verlobten glauben.«

Das war der Gedankengang Sylvius Hogs. Gleichzeitig nahm er sich aber auch vor, von den Schritten, die er in dieser Angelegenheit tun wollte, von den Bemühungen, die er mit Aufwendung seines ganzen Einflusses zu veranlassen hoffte, nicht zu sprechen. Weder Hulda, noch ihr Bruder erfuhr also etwas von dem, was er nach Christiania schrieb. Ferner beschloß er, seine für den folgenden Tag angesagte Abreise auf unbestimmte Zeit zu verschieben – oder vielmehr, er wollte nach einigen Tagen abfahren, dann aber, um sich nach Bergen zu begeben. Dort mußte er von den Herren Gebrüder Help alles bezüglich der ›Viken‹ erfahren können, dort wollte er auch die Ansicht der mit derartigen Vorkommnissen vertrautesten Seefischer kennenlernen, um danach die ersten zu unternehmenden Nachforschungen zu bestimmen.

Inzwischen hatten sich, auf die vom Seeamt abgegebenen Mitteilungen hin, die Tagesblätter von Christiania, darauf die von ganz Norwegen und Schweden, endlich überhaupt die Zeitungen ganz Europas der eigenartigen Tatsache – der Verwandlung eines Lotterieloses in ein Dokument – bemächtigt. Es lag entschieden etwas Rührendes in dieser Abschiedssendung eines Verlobten an seine Braut, und die öffentliche Meinung wurde dadurch, gewiß nicht ohne Grund, teilnahmsvoll erregt.

Das hervorragendste der Journale Norwegens, das ›Morgen-Blad‹, berichtete zuerst etwas ausführlicher die Geschichte der ›Viken‹ und besonders Ole Kamps. Von den 37 anderen Zeitungen, die zu jener Zeit im ganzen Land erschienen, unterließ es nicht eine einzige, sie in Teilnahme erweckender Weise weiterzubreiten. Das ›Illustreret Nyhedsblad‹ brachte ein (wenn auch erfundenes) Bild des Schiffbruchs. Man sah darauf die untergehende ›Viken‹, ihre Segel in Fetzen, ihre Masten zur Hälfte gebrochen und das Heck schon halb in den Wogenschwalm eingetaucht. Auf dem Vorderteil stehend, warf Ole eben die Flasche ins Meer, in demselben Augenblick, wo er mit dem letzten Gedanken an Hulda seine Seele der Gnade des himmlischen Vaters empfahl. In allegorischem Fernbild trug inmitten leichter Dunstbildung eine Welle die Flasche zu den Füßen des jungen Mädchens. Das ganze erschien im Rahmen jenes Lotterieloses, dessen Nummer daraus

schwach hervorschwimmerte. Es war ja eine recht naive Darstellung; bei einer Bevölkerung aber, die noch immer die Legenden von Wassernixen und Walküren hochhält, mußte sie gewiß einen großen Erfolg erzielen.

Das traurige Vorkommnis fand nun in den Ländern Europas und sogar bis hinüber nach Nordamerika immer weitere Verbreitung. Mit den Namen Huldas und Oles wurde auch deren Geschichte durch Kreide- und Federzeichnungen unter die Leute gebracht. Ohne etwas davon zu wissen, genoß die junge Norwegerin die Auszeichnung, die öffentliche Aufmerksamkeit in Atem zu halten. Das arme Mädchen hatte gar keine Ahnung davon, wie sehr sie im Mund der großen Menge war, und es hätte sie auch nichts von dem Schmerz ablenken können, der ihr ganzes Sein und Wesen mehr und mehr erfüllte.

Nach dem Vorhergehenden wird man sich gar nicht mehr über eine Wirkung wundern, die auf beiden Kontinenten alsbald zutage trat – eine sehr erklärliche Wirkung, weil die menschliche Natur nun einmal dazu neigt, sich von allem scheinbar Übernatürlichen gern gefangennehmen zu lassen. Ein Lotterielos, das unter solchen Umständen aufgefunden wurde, diese Nummer 9672, die, offenbar durch die Vorsehung begünstigt, den Wogen noch entrissen wurde, mußte unbedingt ein sozusagen prädestiniertes Los sein. Erschien es denn nicht wie durch ein Wunder dazu ausersehen,

mit Sicherheit das große Los von 100.000 Mark zu gewinnen? War es nicht ein Vermögen, auf das Ole Kamp so kindlich vertrauensvoll gerechnet hatte?

Niemand wird also staunen, daß in Dal, so ziemlich aus allen Ländern der Welt, sehr ernstgemeinte Angebote einliefen, das Los zu kaufen, wenn Hulda Hansen nur zustimmte, es jemand anderem zu überlassen. Zuerst waren die gebotenen Preise nur mäßig hoch, sie wuchsen aber von Tag zu Tag. Es ließ sich also voraussehen, daß es mit der Zeit und je nachdem sich der Zeitpunkt der Ziehung jener Lotterie mehr näherte, noch zu dringlichem Überbieten zwischen den Interessenten kommen würde.

Diese Angebote kamen, wie gesagt, nicht nur aus den skandinavischen Ländern, deren Bewohner so gern bereit sind, das Eingreifen übernatürlicher Kräfte in irdische Angelegenheiten anzuerkennen, sondern auch aus dem Ausland und selbst aus Frankreich. Die so phlegmatischen Engländer rührten sich hierbei ebenso, wie nach ihnen die Amerikaner, bei denen die Dollars sonst, wenn es sich um so wenig praktische Fantasien handelt, nicht so leicht locker zu werden pflegen, kurz, es liefen eine ganz erhebliche Menge Briefe deshalb in Dal ein. Die Tagesblätter unterließen es nicht, den Betrag jener der Familie Hansen gemachten Angebote zu veröffentlichen. Man könnte wirklich sagen, es entstand eine Art kleiner Börse, an der der Tageskurs immer, aber stets nur im Sinn der Hausse wechselte.

So kam es dahin, daß schon mehrere hundert Mark für das Los geboten wurden, das doch im Grunde nur ein Millionstel Aussicht hatte, das große Los zu gewinnen. Das war ja ohne Zweifel töricht, abergläubische Vorstellungen lassen sich aber nun einmal nicht mit dem Maßstab gefundener Vernunft messen. Die Einbildung der Leute war einmal angeregt, und mit der dieser innewohnenden Kraft mußte sie sich immer weiter und gewissermaßen höher entwickeln.

Das war auch tatsächlich der Fall. Schon 8 Tage später verkündeten die Zeitungen, daß der gebotene Preis des Loses 1000, 1500, dann 2000 Mark überschritten habe. Ein Engländer aus Manchester war bis auf 200 Pfund Sterling oder 2500 Mark gegangen. Ein Amerikaner aus Boston überbot diesen noch und erklärte sich bereit, die Nummer 9672 von der Lotterie der Schulen Christianias für 1000 Dollar, das heißt für 5000 Mark zu erwerben.

Es versteht sich von selbst, daß sich Hulda um das, was gewisse Leute in dieser Angelegenheit in Feuer und Flammen brachte, nicht im mindesten kümmerte. Von den das Los betreffenden, in Dal angelangten Briefen wollte sie überhaupt keine Kenntnis nehmen. Der Professor vertrat jedoch die Meinung, man dürfe sie über die eingelaufenen Gebote wenigstens nicht ganz im unklaren lassen, da Ole Kamp ihr das Besitzrecht an der Nummer 9672 ja gleichsam testamentarisch abgetreten hatte.

Hulda wies alle Gebote zurück – das Los war ja gleichzeitig der letzte Brief ihres Verlobten.

Und man glaube ja nicht, daß das arme Kind daran etwa mit dem Hintergedanken hing, es könne ihr dadurch vielleicht einer der lockenden Lotteriegewinne zufallen. Nein, sie sah in ihm nur das letzte Lebewohl eines Schiffbrüchigen, eine Reliquie, die sie sorgfältig aufbewahren wollte. Ja, sie dachte gar nicht an die Aussicht eines ihr zufallenden Vermögens, das Ole nicht hätte mit ihr teilen können. Was kann es Rührenderes, Zarteres geben, als diesen frommen Kultus eines Andenkens!

Wenn Sylvius Hog und Joël die ihr gemachten Angebote Hulda mitteilten, hatten sie dabei gewiß keineswegs die Absicht, diese zu beeinflussen. Sie sollte vielmehr nur der Eingebung ihres Herzens folgen. Wir wissen ja schon, wie ihr Herz entschieden hatte.

Joël stimmte seiner Schwester übrigens vollkommen zu. Das Lotterielos Ole Kamps sollte niemandem und um keinen Preis abgetreten werden.

Sylvius Hog ging noch weiter, als dem bloß zuzustimmen; er beglückwünschte sie, diesem ganzen Handel kein Ohr zu verleihen. Sollte man dieses Los an den einen verkauft, an den nächsten weiterverschachert und so in eine Art Papiergeld verwandelt sehen bis zu dem Augenblick, wo die Ziehung der Lotterie daraus höchstwahrscheinlich ein wertloses Stückchen Makulatur machte?

Ja, Sylvius Hog ging immer noch weiter. Sollte der Zufall auch ihn abergläubisch gemacht haben? Das wohl nicht, doch wäre Ole Kamp anwesend gewesen, so würde er zu ihm wahrscheinlich gesagt haben:

»Behaltet euer Los, junger Freund, behaltet es selbst! Man hat es zuerst aus dem Schiffbruch gerettet und euch selbst nachher. Nun, es wird sich ja zeigen ... man weiß manchmal nicht ... nein ... man kann ja nicht wissen ...!«

Und wenn Sylvius Hog, der Professor der Rechtswissenschaften und Abgeordnete des Storthing so dachte, darf sich dann jemand über das Vorurteil der großen Menge wundern? Nein, es erschien dann ja so natürlich, daß diese Nummer 9672 eine starke Preissteigerung erfuhr.

Im Haus von Frau Hansen gab es also niemand, der gegen das so achtungswerte Gefühl, das die Handlungsweise des jungen Mädchens bestimmte, Einspruch erhoben hätte – niemand, außer vielleicht ihre Mutter.

In der Tat hörte man Frau Hansen wiederholt, und besonders in Abwesenheit Huldas, sich nicht undeutlich beklagen, was Joël recht schweren Kummer verursachte. Seine Mutter – so glaubte er wenigstens – werde es nicht immer bei bloßen Klagen bewenden lassen, sondern würde sich wohl insgeheim mit Hulda wegen der dieser gemachten Angebote ins Einvernehmen zu setzen suchen.

»5000 Mark für dieses Los!« wiederholte sie öfters.
»Es bietet einer 5000 Mark!«

Von dem Zartgefühl, das ihre Tochter alle solche Gebote ablehnen ließ, wollte Frau Hansen offenbar nichts wissen, sie dachte nur an die in ihren Verhältnissen allerdings nicht unbedeutende Summe von 5000 Mark. Ein einziges Wort von Hulda hätte sie in das Haus gezaubert. Sie selbst glaubte, obwohl sie Vollblut-Norwegerin war, nicht im mindesten an den übernatürlichen Wert jenes Loses. Und sichere 5000 Mark hinzupferen für ein Millionstel Wahrscheinlichkeit, 100.000 zu gewinnen, das konnte ihr kühler, nüchterner Kopf nun einmal nicht fassen.

Es liegt ja auf der Hand, daß das Gewisse für das Ungewisse hinzugeben – von jedem Aberglauben einmal abgesehen – unter so völlig unsicheren Verhältnissen nicht eben ein Akt der Klugheit zu nennen war. Doch, wir betonen das nochmals, dieses Los war ja für Hulda kein Lotterielos, sondern vielmehr der letzte Brief Ole Kamps, und ihr wäre das Herz gebrochen bei dem Gedanken, sich davon trennen zu sollen.

Frau Hansen mißbilligte indes immer unzweideutiger das Verhalten ihrer Tochter; man fühlte es heraus, daß sich ihrer eine dumpfe Erregung bemächtigte. Von einem Tag zum andern war zu fürchten, daß sie Hulda ernstlich bedrängen würde, einen endgültigen Entschluß zu fassen, wie sie selbst ihn wünschte.

Schon hatte sie sich in diesem Sinn gegen Joël geäußert, der freilich ohne Bedenken für die Anschauung seiner Schwester Partei ergriff.

Natürlich wurde Sylvius Hog über alles, was hier unter der Oberfläche vorging, auf dem laufenden gehalten. Das war noch ein weiterer Schmerz zu dem, der Hulda jetzt schon quälte, und er bedauerte das aufrichtig.

Joël sprach mit ihm zuweilen davon.

»Hat meine Schwester nicht völlig recht mit ihrer Weigerung, und tue ich etwa nicht gut daran, sie in ihrem Widerstand zu unterstützen?«

»Ohne Zweifel!« antwortete Sylvius Hog. »Vom mathematischen Gesichtspunkt aus hat ihre Mutter freilich einmillionenmal mehr Recht. In der Welt ist aber nicht alles mathematisch zu betrachten, und das Rechnen hat mit Herzensangelegenheiten nichts zu tun.«

Während der letzten beiden Wochen bedurfte Hulda wirklich der Überwachung. Von ihrem Schmerz überwältigt, ließ sie ernstlich für ihre Gesundheit fürchten. Glücklicherweise fehlte es ihr nicht an sorgfältiger Pflege. Auf einen Ruf Sylvius Hogs kam der berühmte Doktor Boek, sein langjähriger Freund, nach Dal, um sich die junge Leidende anzusehen. Er konnte ihr freilich nur Vermeidung jeder körperlichen Anstrengung und, wenn möglich, Ruhe des Gemüts empfehlen. Das richtige Mittel, sie genesen zu lassen, blieb immer nur die Rückkehr Oles, und dieses Mittel konnte ja nur Gott

allein in Anwendung bringen. Jedenfalls ließ es Sylvius Hog dem jungen Mädchen an tröstlichem Zuspruch nicht fehlen und hörte nicht auf, ihr von seiner Hoffnung einen Teil einzuflößen. So wenig begründet ihm diese auch selbst erschien, so konnte und wollte Sylvius Hog doch noch lange nicht verzweifeln.

13 Tage waren seit dem Eintreffen des vom Seeamt in Christiania nach Dal gesendeten Loses verflossen. Jetzt schrieb man den 30. Juni. Noch 14 Tage, und die Ziehung der Lotterie der Schulen sollte mit großer Feierlichkeit in einem der geräumigsten Gebäude Christianias vor sich gehen.

Gerade an diesem 30. Juni erhielt Sylvius Hog des Morgens als Antwort auf seine wiederholten Eingaben ein neues Schreiben vom obersten Seeamt. Es bevollmächtigte ihn, sich unmittelbar mit den Seebehörden von Bergen ins Einvernehmen zu setzen, und überließ es seinem Ermessen, mit Unterstützung des Staats sofort Nachforschungen bezüglich der ›Viken‹ anstellen zu lassen.

Der Professor wollte von dem, was er darauf zu unternehmen gedachte, Hulda und Joël noch nichts sagen. Er benützte sich, ihnen seine Abreise zu melden, für die er geschäftliche Angelegenheiten als Grund angab, die ihn wohl einige Tage in Anspruch nehmen könnten.

»Ach, ich bitte Sie herzlich, bester Herr Sylvius, verlassen Sie uns nicht!« flehte ihn das arme Mädchen an.

»Euch verlassen . . . Euch, die Ihr meine Kinder geworden seid?« antwortete Sylvius Hog.

Joël erbot sich, ihn zu begleiten. Da er aber die Vermutung nicht aufkommen lassen wollte, daß er sich nach Bergen begeben, gestattete er ihm nur bis Moel mitzukommen. Es schien auch nicht ratsam, Hulda mit ihrer Mutter allein zu lassen. Nachdem jene einige Tage lang bettlägrig gewesen war, fing sie jetzt wieder an aufzustehen; sie war aber noch sehr schwach, hütete das Zimmer, und Joël empfand es recht wohl, daß er sie nicht verlassen dürfe.

Um 11 Uhr stand der Schußkarren vor der Tür des Gasthauses. Der Professor nahm darin mit Joël Platz, nachdem er sich von dem jungen Mädchen warm verabschiedet hatte. Bald darauf verschwanden beide an der nächsten Biegung des Weges unter den großen Birken des Flußufers.

Noch am selben Abend traf Joël in Dal wieder ein.

13. KAPITEL

Sylvius Hog war also nach Bergen abgereist. Seine einen Augenblick erschütterte zähe Natur, sein energischer Charakter, hatten schon wieder die Oberhand gewonnen. Er wollte einfach an den Tod Ole Kamps nicht glauben, wollte nicht zugeben, daß Hulda verurteilt sei, jenen niemals wiederzusehen. Nein, solange die vermutete Tatsache nicht handgreiflich bewiesen

war, hielt er sie noch für falsch, und diese Anschauung besiegte in seinem Geist alle Widersprüche.

Doch hatte er denn eine Andeutung, auf die er das, was er in Bergen eben unternehmen wollte, zu stützen vermochte? Gewiß; wenn auch zugegeben werden mußte, daß es nur eine recht unbestimmte war.

Er wußte nämlich, an welchem Tag das Lotterielos von Ole Kamp ins Meer geworfen und an welchem Tag, sowie in welcher Gegend die es enthaltende Flasche gefunden worden war. Darüber hatte ihn der Brief vom Seeamt aufgeklärt, derselbe Brief, der ihn sofort selbst nach Bergen zu reisen veranlaßte, um sich mit den Herren Gebrüder Help und den erfahrensten Seeleuten jenes Hafens ins Einvernehmen zu setzen. Vielleicht genügte das ja, um den bezüglich der ›Viken‹ anzustellenden Nachforschungen eine erfolgversprechende Richtung zu geben.

Die Reise wurde so schnell wie möglich ausgeführt. In Moel angelangt, schickte Sylvius Hog seinen Begleiter mit dem Schußkarren wieder heim, und er setzte seine Fahrt auf einem jener Boote aus Birkenrinde, die den Dienst auf dem Tinn-See versehen, sogleich weiter fort. In Tinoset mietete er dann, anstatt sich nach Süden, das heißt nach der Richtung von Bamble, zu begeben, einen anderen Schußkarren, der ihn durch Hardanger beförderte, um auf möglichst kurzem Weg den Fjord dieses Namens zu erreichen. Hier konnte er auf der ›Run‹, einem kleinen, diese Meereseinbuchtung

regelmäßig befahrenden Dampfer, bis zu dessen untersten Ende gelangen. Nachdem er ferner durch ein wahres Netzgewebe von Fjorden zwischen den der norwegischen Küste vorgelagerten Inseln Storö, Tinaas, Sartorö und anderen hindurchgeschifft, landete er mit dem Morgengrauen des 2. Juli am Kai von Bergen.

Diese sehr alte, von dem Sogne- und eigentlich auch vom Hardanger-Fjord gespülte Stadt liegt in überaus herrlicher Gegend, die der Schweiz ganz ähnlich sein würde, wenn einst ein künstlicher Meeresarm die Gewässer des Mittelmeers bis zum Fuß ihrer ehrwürdigen Berge führte. Eine prächtige Eschenallee leitet den Ankommenden bis zu den ersten Häusern der Stadt. Ihre hohen, spitzgiebligen Gebäude erglänzen in blendendem Weiß, ganz wie arabische Städte, und sind auf einem unregelmäßigen Dreieck zusammengedrängt, das ihre 30.000 Einwohner beherbergt. Ihre Kirchen stammen noch aus dem 12. Jahrhundert, und die hohe Kathedrale dient weit hinaus den von seewärts kommenden Schiffen als Merkzeichen. Bergen ist entschieden die Handelshauptstadt Norwegens, obgleich es ziemlich abseits der gewöhnlichen Verkehrswege und sehr entfernt von den anderen Städten liegt, die – es sind das Christiania und Trondheim – politisch die erste und zweite Rangstellung im Königreich einnehmen.

Unter anderen Verhältnissen hätte der Professor gewiß diesen Hauptort eines Amtes, der durch äußere Erscheinung und Volkssitten fast mehr holländisch als

norwegisch zu nennen ist, eingehend besichtigt, da das ja eigentlich der ursprüngliche Zweck seiner Urlaubsreise gewesen war.

Seit dem Abenteuer auf dem Maristien und seiner Ankunft in Dal hatte dieses Programm freilich einschneidende Veränderungen erfahren. Sylvius Hog war jetzt nicht mehr der zum Vergnügen reisende Abgeordnete, der gleichzeitig das Land in politischer und kommerzieller Hinsicht durch den Augenschein besser kennenzulernen suchte; er war nur der Gast des Hauses Hansen, der sich Joël und Hulda dankbar verpflichtet fühlte, und das überwog in ihm jetzt alle anderen Interessen. Er war der Schuldner, der egal um welchen Preis seine Schuld der Erkenntlichkeit abzutragen wünschte, und dabei dachte er doch, daß es ja nur eine Kleinigkeit sei, was er für jene zu tun vorhatte.

Mit der ›Run‹ in Bergen angelangt, ging Sylvius Hog im Hintergrund des Hafens an der Ufermauer des Fischmarkts an Land und begab sich sofort nach dem Quartier Tyske-Bröderne, wo Help junior vom Hause Gebrüder Help wohnte.

Natürlich regnete es, denn in Bergen fällt im Jahr an 360 Tagen Regen. Um aber unter sicherem Obdach zu sein, hätte man nur schwierig ein besser darauf eingerichtetes Gebäude entdecken können, als das gastfreundliche Haus von Help junior.

Der Empfang, der Sylvius Hog zuteil wurde, hätte nirgends wärmer, herzlicher und unzweideutiger sein

können. Sein Freund bemächtigte sich sozusagen seiner Person, wie eines kostbaren Ballens, den er in Konsignation nahm, sorgfältig unterbrachte und den er nur gegen bestimmte, formgerechte Quittung wieder ausliefern würde.

Sylvius Hog machte Help junior sofort mit dem Zweck seines Hierherkommens bekannt und brachte das Gespräch auf die ›Viken‹. Er fragte, ob seit seinem letzten Brief keine weitere Nachricht über das Schiff eingetroffen sei und ob die Seeleute der Stadt es für mit Mann und Maus verloren ansähen. Auch erkundigte er sich, ob dieser Schiffbruch, der auch mehrere Familien in Bergen in Trauer versetzte, nicht die Seebehörden schon zur Anstellung von Nachforschungen veranlaßt hätte.

»Wie konnte man das wohl«, antwortete Help junior, »da kein Mensch den Ort des Schiffbruchs kennt?«

»Zugegeben, mein lieber Help, doch eben weil man ihn nicht kennt, mußte man sich darüber Aufklärung zu verschaffen suchen.«

»Wie . . . darüber?«

»Ja, gewiß! Wenn man die Stelle nicht weiß, wo die ›Viken‹ gesunken ist, so weiß man doch, an welcher Stelle das bekannte Dokument von jenem dänischen Schiff aufgefunden wurde. Das ist ein sicherer Hinweis, dessen Nichtbeachtung eine schwere Schuld auf uns wälzen würde.«

»Wo ist die betreffende Stelle?«

»Hören Sie mich an, lieber Help!«

Sylvius Hog berichtete nun die neueren Mitteilungen, die ihm das oberste Seeamt hatte zukommen lassen, und erwähnte auch die erhaltene Vollmacht, diese nach eigenem Ermessen zu verwerten.

Die Flasche, in der sich das Lotterielos Ole Kamps befand, war am 3. Juni von der Brigg-Goelette ›Christian‹, Kapitän Mosselman aus Helsingör, bei südöstlicher Luftströmung etwa 200 Seemeilen südwestlich von Island aufgefischt worden.

Der Kapitän hatte von dem Dokument sofort Kenntnis genommen, wie das seine Pflicht erheischte, schon für den denkbaren Fall, daß Überlebenden von einem Schiffbruch hätte unmittelbare Hilfe gewährt werden können. Die auf die Rückseite des Lotterieloses geschriebenen Zeilen bezeichneten aber in keiner Weise die Unglücksstätte, und die ›Christian‹ konnte sich also überhaupt nicht dorthin begeben.

Es war ein ehrenwerter Mann, dieser Kapitän Mosselman. Ein anderer, minder gewissenhafter Mann hätte das Los vielleicht für sich behalten; er dagegen hatte nur den einen Gedanken, es an seine Adresse zu befördern, sobald er nach einem Hafen zurückgekehrt war. »Hulda Hansen in Dal«, das genügte; es war nicht notwendig, nähere Angaben hinzuzufügen.

In Kopenhagen angekommen, meinte Kapitän Mosselman richtiger zu verfahren, wenn er das Dokument

den dänischen Behörden auslieferte, statt es unmittelbar nach seinem Bestimmungsort zu senden. Das war sicherer und entsprach dem üblichen Gebrauch. Er tat es also, und das Seeamt zu Kopenhagen gab alsbald dem Seeamt zu Christiania darüber auf offiziellem Weg Nachricht.

Zu dieser Zeit hatte die genannte Behörde schon die ersten Zuschriften von Sylvius Hog empfangen, der wegen eingehender Nachforschungen bezüglich der ›Viken‹ nachsuchte. Das ganz besondere Interesse, das er für die Familie Hansen empfand, war kein Geheimnis mehr. Man wußte, daß Sylvius Hog noch eine Zeitlang in Dal verweilen werde, und dorthin wurde ihm also das von dem dänischen Kapitän aufgefundene Dokument gesendet, um es in Hulda Hansens Händen übermitteln zu lassen.

Seitdem hatte dieses Vorkommnis nicht aufgehört, die öffentliche Meinung zu erregen, wie wir ja, Dank den ergreifenden Berichten, welche die Tagesblätter beider Welten darüber brachten, schon von früher wissen.

Vorstehendes war es, was Sylvius Hog seinem Freund Help junior in kurzem Umriss mitteilte. Letzterer hörte ihm ohne jede Unterbrechung mit warmer Teilnahme zu, und der Professor schloß seinen Bericht mit den Worten:

»Eines gibt es also, worüber kein Zweifel aufkommen kann, den Umstand, daß das Dokument am vergangenen 5. Juni ungefähr 200 Seemeilen südwestlich von Island, etwa einen Monat nach der Abfahrt der ›Viken‹ von Saint Pierre Miquelon nach Europa, aufgefunden worden ist.«

»Und weiter ist Ihnen nichts bekannt?«

»Nein, mein lieber Help, doch wenn wir uns mit den erfahrensten Seeschiffen von Bergen ins Einvernehmen setzen, mit solchen, die jene Meeresteile öfter besucht haben oder noch zu besuchen pflegen, welche die allgemeine Richtung der Winde und besonders der Strömungen kennen, sollten wir da nicht den von der Flasche eingehaltenen Weg festzustellen vermögen? Berücksichtigt man dann schätzungsweise deren Geschwindigkeit und die bis zur Stunde ihrer Auffindung verflossene Zeit, wäre es dann so unmöglich, annähernd zu bestimmen, an welchem Ort sie von Ole Kamp ins Meer geworfen worden sein oder, mit anderen Worten, wo der Schiffbruch stattgefunden haben müßte?«

Help junior schüttelte in wenig zustimmender Weise den Kopf. Eine ganze Reihe von Nachsuchungen auf so unzulängliche Anzeichen hin, bei deren Verwertung noch so vielerlei Fehler unterlaufen konnten, anzustellen, bedeutete ihm kaum etwas anderes, als mit großem Aufwand einen Mißerfolg zu erzielen.

Der Reeder, ein kalt berechnender, praktischer Mann, glaubte das Sylvius Hog sagen zu müssen.

»Zugegeben, Freund Help! Doch wenn man andere, als so unbestimmte Hindeutungen nicht erlangen kann, ist das doch kein Grund, die ganze Angelegenheit verloren zu geben. Ich bin vielmehr der Meinung, es müsse alles versucht werden zugunsten jener bedauernden Leute, denen ich für meine Lebensrettung verpflichtet bin. Ja, wenn es nötig wäre, würde ich keinen Augenblick zögern, alles was ich mein eigen nenne zu opfern, um Ole Kamp aufzufinden und ihn seiner Braut Hulda Hansen wieder zuzuführen.«

Sylvius Hog erzählte nun die Einzelheiten seines Abenteuers beim Rjukanfos; er schilderte, in welcher Weise der unerschrockene Joël und dessen Schwester ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um ihm Hilfe zu bringen, und wie er ohne deren Dazwischenkunft heute nicht das Vergnügen haben würde, der Gast seines Freunds Help zu sein.

Dieser Freund Help war, wie schon bemerkt, gewiß nicht der Mann, der sich von Illusionen gefangen nehmen ließ, doch er widersprach auch nicht, selbst etwas Fruchtloses, ja Unmögliches zu unternehmen, wenn es ein Werk der Menschenliebe galt. So stimmte er schließlich also dem, was Sylvius Hog versucht wissen wollte, bedingungslos zu.

»Sylvius«, antwortete er, »ich werde Ihnen mit all meinen Kräften zur Seite stehen. Ja, Sie haben recht!

Und wäre nur die schwächste Aussicht gegeben, von der ›Viken‹ irgendwelche Überlebende und unter diesen vielleicht den braven Ole Kamp aufzufinden, dessen Verlobte Ihnen das Leben gerettet hat, so dürfen wir sie nicht vernachlässigen.«

»Nein, Help, nein, und hätten wir auch nur Aussicht im Verhältnis von 1 zu 1000.«

»Noch heute, lieber Sylvius, werd' ich nach meinem Kontor die besten Seeleute von Bergen zusammenrufen, werde eine Aufforderung an alle diejenigen erlassen, die gewöhnlich die isländischen oder neufundländischen Meere befahren haben. Da werden wir sehen können, was diese zu tun anraten . . . «

»Und was sie zu tun anraten, das werden wir ausführen!« antwortete Sylvius Hog mit der ihm eigenen, sozusagen ansteckenden Wärme. »Ich erfreue mich der Unterstützung der Regierung und bin ermächtigt, einen staatlichen Aviso bei der Suche nach der ›Viken‹ mitwirken zu lassen; außerdem rechne ich darauf, daß niemand zögern wird, wenn es sich darum handelt, ein solches Werk zu fördern.«

»Ich gehe sogleich nach dem Hafenkontor«, sagte Help junior.

»Wollen Sie, daß ich Sie begleite?«

»Das ist nicht nötig. Sie müssen ja ermüdet sein . . . «

»Ermüdet? . . . Ich? . . . In meinem Alter?«

»Gleichviel; ruhen Sie aus, mein lieber und ewig junger Sylvius, und warten Sie hier auf meine Rückkehr.«

An demselben Tag noch fand im Haus der Gebrüder Help eine Versammlung von Kauffarteikapitänen, Hochseefischern und Lotsen statt. Hier fanden sich eine große Anzahl Seekundiger ein, die noch jetzt fahren, und auch einige ältere, die sich zur Ruhe gesetzt hatten.

Zunächst machte sie Sylvius Hog mit der Sachlage bekannt. Er berichtete ihnen, an welchem Datum – dem 3. Mai – das betreffende Dokument von Ole Kamp ins Meer geworfen, und an welchem Datum – dem 5. Juni – sowie in welcher Gegend – etwa 200 Seemeilen im Südwesten von Island – es von dem dänischen Kapitän aufgefunden worden sei.

Darauf entspann sich eine ziemlich lange und sehr ernsthaft geführte Verhandlung. Unter den wackeren Männern war übrigens keiner, der die zu berücksichtigende allgemeine Richtung der Strömungen in den isländischen und neufundländischen Meeren nicht gekannt hätte, und auf Grund dieser Kenntnis war ja die vorliegende Aufgabe überhaupt nur zu lösen.

Allgemeine Übereinstimmung herrschte auch darüber, daß zur Zeit des Schiffbruchs, das heißt in dem Zeitraum zwischen der Abfahrt der ›Viken‹ von Saint Pierre Miquelon und der Wiederauffischung der Flasche durch das dänische Schiff, heftige, sturmähnliche Böen den in Frage kommenden Teil des Atlantischen Ozeans aufgewühlt hatten, und diesen so plötzlich hereinbrechenden Stürmen war der Unglücksfall offenbar

zuzuschreiben. Höchst wahrscheinlich hatte die ›Viken‹ gegen diese Stürme nicht aufkommen können und deshalb vor dem Wind treiben müssen.

Gerade zur Zeit der Tagundnachtgleichen beginnen außerdem die Polareismassen nach dem Atlantischen Ozean herab zu drängen; das legte die Möglichkeit einer Kollision nah, bei der die ›Viken‹ an einem jener schwimmenden Riffe, die oft so schwer zu vermeiden sind, zerschellt wäre.

Stimmte man aber einer solchen Anschauung des Hergangs zu, warum könnte sich dann nicht die ganze oder ein Teil der Besatzung nach Überführung eines gewissen Proviantvorrats auf ein solches Eisfeld geflüchtet haben? War das der Fall, dann erschien es auch, da die Eisscholle nach Nordwesten zurückgetrieben worden sein mußte, gar nicht unmöglich, daß die Überlebenden darauf nach irgendeinem Punkt der grönländischen Küste gelangt sein konnten. In dieser Richtung und in diesen Meeresteilen mußten demnach etwaige Nachforschungen unternommen werden.

So lautete die von den versammelten Seeleuten auf die von Sylvius Hog gestellten Fragen einstimmig abgegebene Antwort. Ohne Zweifel mußte in der hier angedeuteten Weise vorgegangen werden. Und doch konnte man wohl nur darauf rechnen, Wrackstücke der ›Viken‹ aufzufinden, falls sie wirklich mit einem jener gewaltigen Eisberge zusammengestoßen war, denn es

erschien gar so zweifelhaft, Überlebende vom Schiffbruch auch jetzt noch zu entdecken. Auf seine den letzten Punkt berührende Frage sah der Professor recht wohl, daß auch die Urteilsfähigsten nicht antworten konnten oder nicht antworten wollten. Das war freilich kein Grund, nun auch die Hände in den Schoß zu legen, im Gegenteil stimmten alle dahin überein, ohne Aufschub ans Werk zu gehen.

In Bergen ankern gewöhnlich einige zur norwegischen Regierungsflotte gehörige Fahrzeuge. Zu diesem Hafen gehören insbesondere drei Avisos, die, Trondheim, Finnmarken, Hammerfest und das Nordkap anliefend, den Dienst an der Westküste versehen. Eben jetzt lag einer dieser Avisos im Hafen vor Anker.

Nach Vollendung eines kurzen Schriftstücks, das die Ansichten der versammelten Seeschiffer wiedergab, eilte Sylvius Hog sofort an Bord des Avisos ›Telegraf‹. Hier unterrichtete er dessen Kommandanten von der speziellen Mission, mit der die Regierung ihn betraut hatte.

Der Kommandant empfing den Professor mit höflichster Zuvorkommenheit und erklärte sich zur tatkräftigsten Mithilfe bereit. Auch dieser Seeoffizier hatte schon wiederholt jene Meere während der langen und oft gefährlichen Züge befahren, welche die Hochseefischer von Bergen, von den Lofoten und von Finnmarken bis nach den Fischgründen von Island und Neufundland unternehmen. Er konnte bei dem geplanten Werk der

Nächstenliebe also auch persönliche Kenntnisse verwerten und versprach, sich jenem mit voller Kraft zu widmen.

Im Betreff des Schriftstücks mit Andeutung über die vermutliche Örtlichkeit des stattgefundenen Schiffbruchs billigte er vollständig die darin ausgesprochenen Anschauungen. Auch seiner Ansicht nach kam es darauf an, das Meer zwischen Island und Grönland abzusuchen, um etwaige Überlebende oder mindestens ein Wrackstück der ›Viken‹ zu finden. Wenn der Kommandant hiermit keinen Erfolg erzielte, wollte er in den benachbarten Gewässern und nötigenfalls auch im Baffins-Meer an dessen Ostküste seine Nachforschungen fortsetzen.

»Ich bin bereit, in See zu stechen, Herr Hog«, fügte er hinzu. »Unser Bedarf an Kohlen und Nahrungsmitteln ist vollständig vorhanden, meine Mannschaft ist an Bord, und ich kann noch heute die Anker lichten.«

»Ich danke Ihnen, Herr Kommandant«, antwortete der Professor, »und bin Ihnen tief verpflichtet für den mir bereiteten Empfang. Doch gestatten Sie noch eine Frage. Können Sie mir sagen, wieviel Zeit es beanspruchen wird, das grönländische Meer zu erreichen?«

»Mein Aviso legt 11 Knoten (circa 20,5 Kilometer) in der Stunde zurück. Da die Entfernung von Bergen nach Grönland 20 Grad beträgt, rechne ich dort nach kaum 8 Tagen anzukommen.«

»Eilen Sie ja so schnell es angeht, Herr Kommandant«, antwortete Sylvius Hog. »Wenn einige Schiffbrüchige der Katastrophe zu entgehen vermochten, so leiden sie doch nun schon 2 Monate gewiß Mangel an dem Nötigsten, sterben vielleicht Hungers an verlassenen Strand . . .«

»Wir dürfen keine Stunde verlieren, Herr Hog. Noch heute werde ich mit Eintritt der Ebbe in See stehen und die größte Geschwindigkeit einhalten; sobald ich dann irgendein Merkzeichen finde, werde ich das Oberseeamt in Christiania durch den Telegraphen von Neufundland benachrichtigen.«

»Reisen Sie mit Gott, Herr Kommandant«, schloß Sylvius Hog, »und möge Ihre Mühe von Erfolg gekrönt sein!«

Noch denselben Tag lichtete, von den teilnahmsvollen Hurras der ganzen Bewohnerschaft Bergens zum Abschied begrüßt, die ›Telegraf‹ ihre Anker, und nicht ohne lebhaftere Erregung sahen sie die Leute durch die ersten engen Wasserstraßen steuern und dann hinter den letzten Eilanden der Fjorde verschwinden.

Sylvius Hog beschränkte seine Bemühungen aber nicht auf die Expedition allein, zu der er den Aviso ›Telegraf‹ veranlaßt hatte. Seiner Meinung nach ließ sich noch mehr tun, indem man die Hilfsmittel, eine Spur von der ›Viken‹ aufzufinden, vervielfältigte. War

es nicht möglich, einen gewissen Wetteifer der Handelsschiffe und Fischerfahrzeuge zu entfachen, sie alle bei den Nachforschungen zu beteiligen, während sie ihre Fahrten nach den Gewässern der Färöer und Islands ausführten? Ja, gewiß; so wurde denn auch von Staats wegen eine Prämie von 2000 Mark jedem Fahrzeug zugesichert, das einen auf das verschollene Schiff bezüglichen Hinweis beibringen, 5000 Mark aber demjenigen, der einen der Überlebenden von dem Schiffbruch mit heimführen würde.

Man ersieht hieraus, daß Sylvius Hog während seines 2tägigen Aufenthalts in Bergen alles Mögliche daransetzte, um den Erfolg dieser Nachforschungen zu sichern. Darin wurde er übrigens bereitwilligst von seinem Freund Help junior und den anderen Seefahrern unterstützt. Help hätte es gern gesehen, ihn noch einige Zeit bei sich zurückhalten zu können. Sylvius Hog dankte ihm aufrichtig, lehnte es aber ab, seinen Aufenthalt zu verlängern. Es verlangte ihn danach, wieder bei Hulda und Joël zu sein, die er nicht länger als nötig sich allein überlassen zu wissen wünschte. Help junior versicherte ihm noch, daß jede neu eintreffende Nachricht unverzüglich nach Dal übermittelt werden sollte, dem Professor allein blieb jedoch die Aufgabe, die Familie Hansen darüber zu unterrichten.

Nachdem Sylvius Hog am Morgen des 4. von seinem Freund Help junior herzlichen Abschied genommen, schiffte er sich wieder auf der ›Run‹ ein, um über

den Hardanger-Fjord zu fahren, und wenn nicht ganz unvorhergesehene Hindernisse eintraten, hoffte er am Abend des 5. wieder in Telemarken zurück zu sein.

14. KAPITEL

Denselben Tag, an dem Sylvius Hog Bergen verlassen hatte, war es im Gasthaus zu Dal zu einem recht ernsthaften Auftritt gekommen.

Es schien, als ob nach der Abreise des Professors der gute Genius Joëls und Huldas mit der letzten Hoffnung auch alles Leben aus der ganzen Familie mit sich genommen habe. Es war ein völlig totes Haus, das Sylvius Hog zurückgelassen hatte.

Während dieser 2 Tage traf übrigens kein Tourist in Dal ein. Joël hatte also keine Ursache, sich von da zu entfernen, und konnte bei Hulda bleiben, die er nur mit schwerem Herzen allein gelassen hätte.

Frau Hansen schien von ihrer geheimen Angst immer mehr und mehr beherrscht zu werden und alle Teilnahme an dem, was ihre Kinder berührte, selbst an dem Untergang der ›Viken‹ eingebüßt zu haben. In ihrem Zimmer zurückgezogen, lebte sie fast ganz für sich und zeigte sich nur noch, wenn gegessen werden sollte. Selbst wenn sie einmal ein Wort an Hulda oder Joël richtete, geschah es nur, um ihnen offene und versteckte Vorwürfe wegen des Lotterieloses zu machen, von dem diese sich nicht trennen wollten.

Angebote darauf liefen nämlich wiederholt ein, ja, es kamen solche von allen Ecken und Enden der Welt. Es war, als ob sich gewisser Köpfe der reine Wahnsinn bemächtigt hätte. Nein! Es schien unmöglich, daß es einem solchen Los nicht vorherbestimmt wäre, den Preis von 100.000 Mark zu gewinnen; es schien, als ob es nur eine einzige Nummer in dieser Lotterie gäbe, und diese Nummer wäre jene 9672! Der Engländer aus Manchester und der Amerikaner aus Boston bemühten sich noch immer um die Wette; der Engländer hatte seinen Konkurrenten jetzt um einige Pfund Sterling überholt, aber auch er wurde von jenem bald mit mehreren hundert Dollar überboten. Das letzte Gebot belief sich auf 8000 Mark – was sich nur durch eine ausgebrochene wirkliche Monomanie erklären läßt, wenn es sich dabei nicht um eine Frage der Eigenliebe zwischen Amerika und Großbritannien handelte.

Wie dem aber auch sein mochte, Hulda lehnte alle Angebote, und wenn es die vorteilhaftesten waren, rundweg ab, was natürlich zur Folge hatte, daß Frau Hansen sich recht bitter darüber beklagte.

»Und wenn ich dir befehle, jenes Los zu verkaufen«, sagte sie eines Tages zu ihrer Tochter, »ja, wenn ich dir's nun befehle?«

»Das würde mich höchst schmerzlich berühren, Mutter, und dennoch müßt' ich mit einer Ablehnung antworten.«

»Wenn es aber sein müßte?«

»Warum könnte es sein müssen, Mütterchen?«

Frau Hansen gab keine Antwort. Sie war gegenüber dieser unverblümt an sie gerichteten Frage ganz bleich geworden und zog sich, einige unverständliche Worte murmelnd, betroffen zurück.

»Hier muß etwas sehr Wichtiges zugrunde liegen und zwar eine Angelegenheit, die unsere Mutter und Sandgoist angeht«, meinte Joël.

»Jawohl, Bruder, und daraus drohen uns in Zukunft noch recht unangenehme Vorkommnisse zu erwachsen.«

»Sind wir, meine arme Hulda, nicht seit einigen Wochen schon hart genug geprüft, und welches Unglück könnte uns noch besonders schrecken?«

»Ach, warum zögert Herr Sylvius so sehr zurückzukommen? Wenn er hier ist, fühle ich mich gar nicht so verzweifelt . . . «

»Und doch, was könnte er für uns tun?« unterbrach sie Joël.

Was lag nun wohl in der Vergangenheit von Frau Hansen verborgen, das sie ihren Kindern nicht anvertrauen wollte? Welche mißverstandene Selbstliebe hinderte sie, ihnen den Grund ihrer Befürchtungen mitzuteilen? Hatte sie sich irgendwelche Vorwürfe zu machen? Und warum versuchte sie andererseits, auf ihre Tochter Hulda wegen Ole Kamps Los und des Wertes, den es jetzt darstellte, einen solchen Druck auszuüben? Woher kam es, daß es sie so sehr danach verlangte, es

in Geld umgesetzt zu sehen? – Hulda und Joël sollten es endlich erfahren.

Am Morgen des 4. Juli hatte Joël seine Schwester nach der kleinen Kapelle begleitet, wo diese jeden Tag für den Schiffbrüchigen ein Gebet verrichtete.

Er wartete dann und führte sie wieder nach Hause.

An jenem Tag sahen sie auf dem Heimweg schon von fern ihre Mutter, die sich raschen Schritts nach dem Gasthaus begab.

Sie war nicht allein, ein Mann begleitete sie, ein Mann, der mit lauter Stimme sprach und dessen ganzes Auftreten etwas Befehlshaberisches an sich hatte.

Hulda und ihr Bruder waren verwundert stehengeblieben.

»Wer ist dieser Mann?« fragte Joël.

Hulda trat einige Schritte weiter vor. »Ich erkenne ihn wieder«, erklärte sie. »Du erkennst ihn?«

»Ja, das ist Sandgoist!«

»Sandgoist aus Drammen, der schon in meiner Abwesenheit in unser Haus gekommen war?« »Ja!«

»Und der sich da benahm, als wäre er der Herr und hätte gewisse Rechte ... über unsere Mutter ... vielleicht auch über uns?«

»Derselbe, Bruder, und zweifelsohne kommt er heute, um diese Rechte geltend zu machen ... «

»Welche Rechte denn? Oh, heute werde ich also erfahren, welche Ansprüche der Mann zu haben meint, um in dieser Weise zu verfahren!«

Joël schwieg, wenn es ihn auch schwer ankam, und suchte, begleitet von seiner Schwester, unbemerkt etwas seitwärts zu kommen.

Einige Minuten später erreichten Frau Hansen und Sandgoist die Tür des Gasthauses. Sandgoist überschritt deren Schwelle zuerst. Die Tür schloß sich hinter ihm und Frau Hansen und beide begaben sich nach der großen Gaststube.

Hulda und Joël näherten sich dem Haus, aus dem die grollende Stimme Sandgoists vernehmlich herauströnte. Sie blieben stehen und lauschten. Jetzt sprach Frau Hansen, aber in bittendem Ton.

»Treten wir ein!« sagte Joël.

Hulda mit recht gepreßtem Herzen und Joël, der vor Ungeduld, aber auch vor Ingrimm zitterte, begaben sich beide auch nach der Gaststube, deren Tür sorgfältig geschlossen wurde.

Sandgoist saß in dem großen Lehnstuhl und schien sich um das Erscheinen der Geschwister gar nicht zu kümmern. Er begnügte sich, den Kopf umzuwenden und sie durch die Brille zu betrachten.

»Ah, da ist ja die reizende Hulda, wenn ich nicht irre!« sagte er in einem Ton, der Joël höchlich mißfiel.

Frau Hansen stand in unterwürfiger und ängstlicher Haltung vor diesem Mann. Sie richtete sich aber, offenbar verlegen beim Erblicken ihrer Kinder, jetzt höher auf.

»Und das ist ohne Zweifel ihr Bruder?« fuhr Sandgoist fort.

»Ja, ihr Bruder!« antwortete Joël bestimmt.

Dann traten beide bis nah an den Lehnstuhl heran. »Was steht zu Ihren Diensten?« fragte der junge Mann.

Sandgoist warf ihm einen übelwollenden Blick zu und ohne sich zu erheben sagte er mit häßlicher harter Stimme:

»Das werden Sie noch hören, junger Bursch! Ja, Sie kommen eigentlich zur rechten Zeit. Es drängte mich, Sie zu sehen, und wenn Ihre Schwester imstande ist, Vernunft anzunehmen, so werden wir uns ja verständigen. Aber setzen Sie sich nur erst, und Sie auch, junges Kind.«

Sandgoist lud sie zum Sitzen ein, als ob er sich in seinem Haus befände. Joël gab ihm das nicht undeutlich zu verstehen.

»Aha, das paßt Ihnen wohl nicht? Alle Wetter, das ist ja ein Bursche, der nicht gerade nachgiebig aussieht!«

»Und der sich weder um den Finger wickeln läßt«, entgegnete Joël, »noch Höflichkeiten von anderen als denen annimmt, die sie mit Recht zu bieten haben.«

»Joël!« ermahnte ihn Frau Hansen begütigend.

»Bruder . . . liebster Bruder!« fügte Hulda hinzu, deren Blick Joël bat, sich zu beherrschen.

Dieser mußte sich stark bemühen, der Bitte zu willfahren, und um seinem Verlangen, diese großsprahlische Persönlichkeit vor die Tür zu setzen, nicht so

leicht nachgeben zu können, zog er sich in eine Ecke der Gaststube zurück.

»Kann ich nun sprechen?« fragte Sandgoist.

Er erhielt von Frau Hansen weiter nichts als ein zustimmendes Zeichen statt jeder Antwort; doch das schien ihm zu genügen.

»Nun, so hören Sie, um was es sich handelt, und ich bitte Sie alle drei um die nötige Aufmerksamkeit, denn ich liebe es nicht, einunddasselbe zweimal zu sagen.«

Er sprach, wie man allzu deutlich erkannte, wie ein Mann, der das Recht besitzt, anderen seinen Willen aufzunötigen.

»Durch die Zeitungen«, fuhr er fort, »habe ich von dem Schicksal eines gewissen Ole Kamp gehört, einem jungen Seemann aus Bergen, und dazu von einem Lotterielos, das er seiner Braut Hulda in derselben Minute geschickt hat, wo sein Schiff, die ›Viken‹, verunglückte. Ebenso habe ich von allen Leuten erfahren, daß man dieses Los, mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen es aufgefunden wurde, sozusagen für wie vom Himmel gesandt betrachte und man ihm deshalb einen besonders hohen Gewinn bei der bevorstehenden Ziehung in Aussicht stelle. Endlich ist mir auch zu Ohren gekommen, daß Hulda Hansen mehrfache, sogar recht beträchtliche Gebote für Ablassung desselben getan worden seien.«

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

»Ist es so?«

Die Antwort auf diese letzte Frage ließ etwas auf sich warten.

»Ja, es ist so«, sagte Joël dann. »Und was weiter?«

»Was weiter?« wiederholte Sandgoist. »Ei, folgendes: Alle diese Angebote beruhen nur auf einem törichten Aberglauben, das ist meine Ansicht. Immerhin sind sie getan worden und dürften mit der Annäherung des Ziehungstags wahrscheinlich noch wachsen. Ich bin der Meinung, das verspricht ein Geschäft, das ich auf eigene Rechnung in die Hand nehmen möchte. Aus diesem Grund bin ich gestern aus Drammen weggefahren und bin hierhergekommen nach Dal, um mit Frau Hansen wegen Abtretung jenes Loses zu verhandeln und sie zu veranlassen, mir vor den anderen Bewerbern dabei den Vorzug zu geben.«

In der ersten aufwallenden Empfindung wollte Hulda schon Sandgoist dieselbe Antwort erteilen, wie sie sie auf alle Angebote dieser Art gegeben, obwohl er sich gar nicht unmittelbar an sie gewendet hatte, doch Joël hielt sie davon ab.

»Ehe ich dem Herrn Sandgoist antworte«, sagte er, »möchte ich ihn fragen, ob er weiß, wem jenes Los eigentlich gehört.«

»Nun, der Hulda Hansen, meine ich doch.«

»Richtig, dann sollte er die Frage, ob sie sich von ihm zu trennen geneigt ist, doch auch dieser vorlegen.«

»Aber, Joël!« rief Frau Hansen.

»Laß mich ausreden, Mütterchen«, fuhr ihr Sohn fort. »Gehörte dieses Los nicht völlig rechtmäßig unserem Vetter Ole Kamp, und hatte Ole Kamp dann nicht das Recht, es seiner Braut gleichsam zu vermachen?«

»Unbestreitbar«, antwortete Sandgoist ungefragt.

»So muß er sich also an Hulda Hansen wenden, wenn er's erlangen will.«

»Zugegeben, Herr Silbenstecher«, erwiderte Sandgoist. »Ich ersuche hiermit also Hulda, mir das von Ole Kamp erhaltene Los mit der Nummer 9672 abzutreten.«

»Herr Sandgoist«, erklärte das junge Mädchen mit fester Stimme, »es sind mir für dieses Los schon viele Angebote gemacht worden, aber alle vergeblich. Auch Ihnen muß ich ganz so antworten, wie ich bisher geantwortet habe. Wenn mein Verlobter mir dieses Los mit seinen letzten Abschiedsworten gesendet hat, ist seine Absicht dahin gegangen, daß ich es für mich behalten, aber nicht verkaufen solle. Ich kann mich dessen also um keinen Preis entäußern.«

Nach diesen Worten wollte Hulda sich schon zurückziehen in der Meinung, daß dieses Gespräch, so weit es sie selbst anging, mit ihrer unzweideutigen Weigerung beendet sei. Auf einen Wink ihrer Mutter blieb sie jedoch noch da.

Frau Hansen hatte eine etwas verächtliche Bewegung gemacht, und aus dem Stirnrunzeln und den wetterleuchtenden Augen Sandgoists erkannte man, daß der Zorn in ihm aufzulodern drohte.

»Ja, bleiben Sie, Hulda«, sagte er. »Das kann nicht Ihr letztes Wort gewesen sein, und wenn ich auf meinem Verlangen beharre, geschieht es, weil ich ein unumstößliches Recht dazu habe. Ich denke übrigens, ich werde mich falsch ausgedrückt haben oder Sie haben mich mindestens falsch verstanden. Es versteht sich ja von selbst, daß die Gewinnaussichten dieses Loses nicht deshalb gewachsen sind, weil ein Schiffbrüchiger es in eine Flasche eingeschlossen und irgendein anderer diese glücklicherweise aufgefunden hat. Mit den Anschauungen der großen Menge ist aber gar nicht zu rechnen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Leute gerade jenes Los zu besitzen wünschen. Sie haben schon Kaufgebote darauf gemacht und werden noch mehr machen. Ich wiederhole, die Sache bekommt damit die Bedeutung eines Geschäftes, und ein solches wollte ich Ihnen vorschlagen.«

»Sie werden aber einige Mühe haben, sich darüber mit meiner Schwester zu verständigen, mein Herr«, bemerkte Joël ironisch, »wenn Sie ihr von einem Geschäftes sprechen, spricht sie dabei nur von einem Gefühl.«

»Das sind leere Worte, junger Mann«, antwortete Sandgoist, »und wenn ich mich erst vollständig erklärt

habe, werden Sie einsehen, daß das, was mir ein gutes Geschäft für mich dünkt, auch für Sie selbst als ein solches erscheint. Ich bemerke hierzu noch, daß es das sogar für Frau Hansen werden würde, die dabei unmittelbar beteiligt ist.«

Joël und Hulda sahen sich an. Sollten sie jetzt vernehmen, was ihre Mutter ihnen bisher verheimlicht hatte?

»Lassen Sie mich fortfahren«, sagte Sandgoist. »Ich habe nicht verlangt, daß dieses Los mir um denselben Preis abgetreten werde, den es Ole Kamp gekostet hat. Nein, ob mit Recht oder Unrecht, jedenfalls hat es zur Zeit einen gewissen Handelswert erlangt, und deshalb bin ich auch zu einem Opfer bereit, um mir seinen Besitz zu sichern.«

»Sie hörten jedoch schon«, entgegnete Joël, »daß Hulda selbst alle höheren Angebote, als Sie ihr eines machen würden, rundweg abgeschlagen hat.«

»Wahrhaftig!« rief Sandgoist. »Höhere Angebote! Was wissen Sie davon?«

»Gleichgültig, welche Summe sie erreichten, meine Schwester lehnt sie ab, und ich stimme ihr darin völlig bei.«

»Oho, habe ich hierbei mit Joël oder mit Hulda Hansen zu tun?«

»Meine Schwester und ich, wir sind nur eine Person«, antwortete Joël. »Merken Sie sich das, mein Herr, wenn Sie es noch nicht wissen!«

Ohne dadurch aus der Fassung zu kommen, zuckte Sandgoist nur mit den Achseln. Dann fuhr er wie einer, der seiner Beweisgründe sicher ist, fort:

»Wenn ich von einem Preis für das betreffende Lotterielos sprach, hätte ich wohl dazu sagen sollen, daß ich Ihnen Vorteile zu bieten komme, die Hulda, schon im Interesse ihrer Angehörigen, nicht in den Wind schlagen dürfte.«

»Wirklich?«

»Und endlich, junger Brausekopf, erfahren Sie, daß ich nicht nach Dal gekommen bin, Ihre Schwester um Abtretung jenes Loses zu bitten. Alle Teufel, nein!«

»Was wünschen Sie dann sonst?«

»Ich wünsche nicht, ich verlange, ich fordere . . . weil ich will.«

»Und mit welchem Recht«, rief Joël, heftiger werdend, »wagen Sie, ein Fremder, in dieser Weise in meiner Mutter Haus zu sprechen?«

»Mit dem Recht, das jeder Mensch besitzt«, antwortete Sandgoist, »zu sprechen, wann und wie es ihm beliebt, wenn er in seinen vier Wänden ist.«

»In seinen vier Wänden!«

Höchst entrüstet drang Joël auf Sandgoist ein, der, obwohl er sonst nicht leicht erschrak, aus dem Lehnstuhl aufgesprungen war.

Hulda hielt jedoch ihren Bruder zurück, während Frau Hansen, das Gesicht in den Händen versteckt, nach dem anderen Ende der Gaststube zurückwich.

»Bruder . . . denk an unsere Mutter!« bat das junge Mädchen.

Joël hielt sofort inne. Der Anblick der Mutter hatte seine Wut gelähmt; ihre ganze Haltung verriet, wie vollkommen sie in der Macht dieses Sandgoist stehen müsse.

Als er Joël zaudern sah, raffte sich letzterer wieder zusammen und nahm den vorher verlassenen Platz wieder ein.

»Ja, in seinen eigenen vier Wänden!« rief er mit noch drohenderer Stimme. »Seit dem Ableben ihres Mannes hat sich Frau Hansen in Spekulationen eingelassen, die sämtlich fehlschlugen. Das geringe Vermögen, das Euer Vater hinterließ, hat sie aufs Spiel gesetzt und endlich bei einem Bankier in Christiania Anleihen aufnehmen müssen. Am Ende ihrer Möglichkeiten angelangt, hat sie dieses Haus als Pfand für eine Summe von 15.000 Mark eintragen lassen, die ihr gegen einen regelrecht ausgestellten Schuldschein geliehen wurden, gegen einen Schuldschein, den ich von dem Darleiher erstanden habe. Dieses Haus wird also, wenn ich nicht zum Termin auf Heller und Pfennig bezahlt werde, sehr bald mir gehören.«

»Wann ist dieser Termin?«

»Am 20. Juli, in 18 Tagen«, erklärte Sandgoist. »Und an diesem Tag werde ich, ob Ihnen das nun gefällt oder nicht, hier innerhalb meiner eigenen vier Wände sein!«

»Das werden Sie an jenem Datum nicht sein, außer wenn Sie bis dahin nicht voll befriedigt wären. Ich verbiete Ihnen also, so, wie Sie es getan, vor meiner Mutter und meiner Schwester zu sprechen.«

»Er verbietet es mir! . . . Mir!« rief Sandgoist. »Und verbietet's mir seine Mutter auch?«

»Aber so sprich doch, Mutter«, sagte Joël, der auf diese zutrat und ihre Hände auseinander zu drängen versuchte.

»Joël! Lieber Bruder!« flehte Hulda. »Aus Mitleid für sie bitte ich herzlich, beruhige dich!«

Den Kopf gebeugt haltend, brachte es Frau Hansen nicht über sich, ihren Sohn anzusehen. Es verhielt sich allerdings so, daß sie bald nach dem Ableben ihres Mannes ihr Vermögen durch etwas gewagte Unternehmungen zu vergrößern versucht hatte. Das wenige bare Geld, das sie besaß, war dabei bald wie Spreu im Wind verschwunden, und bald hatte sie drückende und ihren Untergang nur befördernde Anleihen aufnehmen müssen. Jetzt war nun der Pfandschein einer auf ihr Haus eingetragenen Hypothek in die Hände Sandgoists von Drammen, an einen herzlosen Mann, einen im ganzen Land bekannten und verabscheuten Wucherer übergegangen. Frau Hansen hatte ihn selbst zum ersten Mal an dem Tag gesehen, wo er nach Dal gekommen war, um sich über den Wert ihres Anwesens durch den Augenschein ein Urteil zu verschaffen.

Das war also das Geheimnis, das auf ihrem Herzen lastete. Ja, Sandgoist hatte recht wohl die Mittel in der Hand, seine Wünsche durchzusetzen. Das Los, das er heute haben wollte, würde binnen 14 Tage vielleicht gar keinen Wert mehr haben, und wenn er es jetzt nicht ausgeliefert erhielt, so bedeutete das den Untergang, den Verlust des Hauses, die Obdachlosigkeit und den schwersten Mangel für die Familie Hansen – mit einem Wort, das bitterste Elend.

Hulda wagte gar nicht, zu Joël die Augen zu erheben; Joël aber, den der Ingrim übermannte, wollte nichts von der drohenden Zukunft hören. Er sah nur Sandgoist vor sich, und wenn dieser Mann noch einmal so wie vorhin in seiner Gegenwart sprach, würde er sich nicht bemeistern können . . .

Sandgoist, der sich als Beherrscher der Sachlage fühlte, wurde nur noch härter und gebieterischer.

»Ich will nun einmal jenes Los, und ich werde es erhalten!« wiederholte er. »Als Entgelt biete ich nicht einen Preis, der in törichtem Verhältnis zu dessen Wert stände, aber ich bin bereit, den Verfalltag des von Frau Hansen unterschriebenen Schuldscheins hinauszuschieben, ihn um 1 Jahr . . . um 2 Jahre zu verlegen. Bestimmen Sie selbst den Zeitpunkt, Hulda.«

Bei ihrem von der Angst erdrückten Herzen hätte Hulda gar nicht antworten können. Ihr Bruder ergriff also für sie das Wort und rief:

»Das Los Ole Kamps kann von Hulda Hansen gar nicht verkauft werden. Meine Schwester weigert sich also dessen, wie Sie auch drohen und was Sie auch bieten mögen. Und nun entfernen Sie sich von hier!«

»Entfernen?« sagte Sandgoist. »Nein ... noch werde ich mich nicht entfernen. Und wenn das von mir gemachte Angebot als unzureichend erachtet würde ... so werde ich weiter gehen ... Ja ... gegen Auslieferung des Loses biete ich ... biete ich ...«

Sandgoist mußte offenbar ein unbezwingliches Verlangen nach dem Besitz jenes Loses haben, mußte überzeugt sein, daß er damit ein sehr einträgliches Geschäft machen könne, denn er setzte sich an den Tisch, auf dem sich Papier, Federn und Tinte vorfanden und sagte bald nachher:

»Da sehen Sie sich an, was ich biete!«

Es war eine Quittung über die Summe, die Frau Hansen ihm schuldete und für die sie das Haus in Dal als Pfand verschrieben hatte.

Mit bittend erhobenen Händen und halb zusammengesunken blickte Frau Hansen ihre Tochter an.

»Jetzt aber«, fuhr Sandgoist fort, »her mit dem Los! Ich will es! Will es heute ... noch diesen Augenblick haben! Ich gehe nicht fort von Dal, ohne es mitzunehmen! Ich will es, Hulda, ich muß es haben!«

Sandgoist hatte sich dem bedauernswerten Mädchen genähert, als wollte er sie durchsuchen, um ihr Oles Lotterielos zu entreißen ...

Jetzt konnte sich Joël aber nicht mehr bemeistern, besonders als er die Schwester wie hilfeschend seinen Namen rufen hörte.

»Werden Sie sich nun entfernen?« rief er drohend dem Wucherer zu.

Da Sandgoist dem Gebot noch immer nicht Folge leisten wollte, drang er schon auf ihn ein, als Hulda sich noch dazwischen warf.

»Mutter«, rief sie, »hier ist das Los!«

Frau Hansen hatte hastig nach dem Stück Papier gegriffen, doch während sie es gegen Sandgoists Quittung austauschte, war Hulda fast bewußtlos in den Lehnstuhl gesunken.

»Hulda, Hulda!« rief Joël. »Komm wieder zu dir! ... Ach, liebste Schwester, was hast du getan?«

»Was sie getan hat?« fiel Frau Hansen da ein. »Was sie getan hat? Ach, ich bin der schuldige Teil! Im Interesse meiner Kinder unternahm ich es, das hinterlassene Vermögen ihres Vaters vergrößern zu wollen, ja, ich habe ihre ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt, habe das Unglück über dieses friedliche Haus heraufbeschworen, und Hulda ... hat uns noch einmal errettet! ... Das ist's, was sie getan hat. Dank dir, Hulda, tausend Dank!«

Sandgoist war noch immer anwesend. Joël bemerkte ihn.

»Sie ... hier ... immer noch!« rief er.

Dann trat er auf Sandgoist zu, faßte ihn an den Schultern, hob ihn in die Höhe und warf ihn, trotz seines Widerstrebens und seines Jammergeschreis zur Tür hinaus.

15. KAPITEL

Am Abend des nächstfolgenden Tages kehrte Sylvius Hog nach Dal zurück, erwähnte aber nichts von seiner Reise. Niemand wußte also, daß er sich inzwischen nach Bergen begeben hatte. Da die angestellten Nachforschungen bisher noch kein Ergebnis geliefert hatten, wollte er sie gegenüber der Familie Hansen verschweigen. Jeder Brief und jede Depesche, die von Bergen oder Christiania einlief, mußte an ihn persönlich und nach dem Gasthaus adressiert sein, wo er die Entwicklung der Sache abzuwarten gedachte. Hoffte er wohl noch immer? Ja, doch wir müssen gestehen, daß er dabei nur einer Art Vorahnung nachgab.

Kaum zurückgekehrt, bemerkte der Professor ohne Schwierigkeit, daß hier während seines Fortseins ein recht ernstes Ereignis eingetreten sein mußte. Das Auftreten Joëls und Huldas verriet nur zu deutlich, daß es zwischen diesen und ihrer Mutter zu einer Erklärung gekommen sein mochte. Sollte jetzt die Familie Hansen noch ein neues Unglück betroffen haben?

Natürlich hätte das Sylvius Hog nur tief betrüben können. Er empfand für die beiden jungen Leute eine

so väterliche Zuneigung, daß er auch an eigenen leiblichen Kindern kaum inniger hätte hängen können. Wie hatten sie ihm gefehlt während seiner kurzen Abwesenheit – aber wie sehr mochte er auch ihnen gefehlt haben!

»Sie werden sich schon aussprechen«, dachte er. »Sie müssen ja sprechen. Gehör' ich denn nicht auch zur Familie?«

Ja, Sylvius Hog hielt sich jetzt für wirklich berechtigt, in das Privatleben seiner jungen Freunde mit einzugreifen und zu erfahren, warum Joël und Hulda noch unglücklicher als zur Zeit seiner Abreise erschienen. Er sollte darüber bald genug aufgeklärt werden.

Wirklich sehnten sich ja beide danach, dem vortrefflichen Mann, dem sie mit wahrer Kindesliebe zugetan waren, ihr ganzes Herz zu öffnen. Sie warteten sozusagen nur auf eine erste Frage von seiner Seite; seit den letzten 2 Tagen hatten sie sich ja gar so verlassen gefühlt, und zwar desto mehr, weil Sylvius Hog nicht einmal gesagt hatte, wohin er ginge.

Nein, noch niemals waren ihnen die Stunden so lang vorgekommen. Ihrer Ansicht nach konnte seine Abwesenheit nur mit Nachforschungen über das Schicksal der ›Viken‹ im Zusammenhang stehen, dagegen wäre es ihnen niemals in den Sinn gekommen, daß Sylvius Hog Zweck und Ziel seiner Reise nur geheimhalten könne, um ihnen im Fall eines Mißerfolgs die schlimmste Enttäuschung zu ersparen.

Und doch, wie erschien ihnen seine Anwesenheit jetzt mehr denn je vonnöten! Wie verlangte es sie danach, ihn zu sehen, seinen Rat einzuholen und seine stets liebevolle, ermutigende Stimme zu hören! Doch sollten sie es wagen, ihm mitzuteilen, was zwischen ihnen und dem Wucherer aus Drammen vorgekommen war und wie ihre Mutter die ganze Zukunft der Familie unbedacht aufs Spiel gesetzt habe? Was würde Sylvius Hog denken, wenn er hörte, daß das Los sich nicht mehr in Huldas Händen befand, wenn er erfuhr, daß Frau Hansen es benützt hatte, sich von ihrem unerbittlichen Gläubiger zu befreien?

Es sollte ihm dennoch nicht verhehlt bleiben. Von wem dabei das erste Wort ausging, ob von Sylvius Hog oder von Joël und Hulda, ist nicht festzustellen und hat ja auch keine weitere Bedeutung. Genug, der Professor war bald in die ganze Angelegenheit eingeweiht. Er wußte nun, in welcher drückender Lage sich Frau Hansen und ihre Kinder befunden hatten. Binnen 14 Tagen drohte der Wucherer, sie aus dem Gasthaus in Dal zu vertreiben, wenn seine Forderung nicht durch Auslieferung jenes Lotterieloses ausgeglichen worden wäre.

Sylvius Hog hatte diesen traurigen Bericht, den Joël in Gegenwart seiner Schwester ihm abstattete, stumm angehört.

»Das Los hätte nicht weggegeben werden dürfen«, sagte er dann plötzlich. »Nein, das durfte nicht geschehen!«

»Konnte ich anders, Herr Sylvius?« rief das junge Mädchen tief erschüttert.

»Nein ... freilich ... Sie konnten wohl nicht anders handeln! ... Und doch ... Oh, wenn ich dabei gewesen wäre!«

Und was hätte er wohl getan, der Professor Sylvius Hog, wenn er dabei gewesen wäre? Das ließ er nicht laut werden, sondern fuhr fort:

»Ja, meine liebe Hulda, ja, Joël, ihr habt ja eigentlich nur nach Kindespflicht gehandelt. Doch was mich ergrimmt, ist der Umstand, daß jener Sandgoist nur den Aberglauben der Leute ausbeuten wird. Wenn man dem Los des armen Ole eine Art übernatürlichen Wert andichtet, so wird nur er daraus Vorteil ziehen. Und doch, zu glauben, daß jene Nummer 9672 notwendigerweise vom Schicksal besonders begünstigt sein müßte, ist lächerlich, ist geradezu töricht! Doch, alles in allem, ich selbst hätte ihm das Los bestimmt nicht überlassen. Nachdem Sie Sandgoists Gebot abgeschlagen, hätte Hulda besser getan, auch ihrer Mutter gegenüber auf derselben Weigerung zu beharren!«

Auf alles, was Sylvius Hog hier sagte, vermochten die Geschwister keine Antwort zu geben. Mit Überlassung des Loses an ihre Mutter hatte Hulda ja nur einem kindlichen Gefühl nachgegeben, um deswillen sie doch niemand tadeln konnte. Das Opfer, zu dem sie sich entschlossen hatte, war ja nicht eine Aufopferung mehr

oder weniger zufälliger Gewinnaussichten, welches jenes Los bei der Ziehung der Lotterie in Christiania haben mochte, nein, es war der Verzicht auf Erfüllung des letzten Willens Ole Kamps, es war der Verlust des letzten Abschiedsworts von ihrem unglücklichen Verlobten.

Doch darauf war jetzt nicht mehr zurückzukommen. Sandgoist besaß das Los, das ihm rechtmäßig gehörte und das er zum Verkauf stellen würde. Ein elender Wucherer sollte nun Geld schlagen aus dem rührenden Lebewohl eines Schiffbrüchigen! Nein, Sylvius Hog konnte darüber nicht hinwegkommen.

Noch an demselben Tag suchte Sylvius Hog darüber noch ein Gespräch mit Frau Hansen herbeizuführen, ein Gespräch, das an der Lage der Dinge zunächst zwar nichts ändern konnte, aber das zwischen ihnen gewissermaßen zur Notwendigkeit geworden war. Er stand dabei übrigens einer sehr praktisch-nüchternen Frau gegenüber, die ohne Zweifel mehr gesunden Menschenverstand als tieferes Gefühl besaß.

»Sie tadeln mich also, Herr Hog?« fragte sie, nachdem sie den Professor ganz nach seinem Belieben hatte ausreden lassen.

»Gewiß, Frau Hansen.«

»Wenn Sie mir darüber Vorwürfe machen, mich unbesonnenerweise in schlecht auslaufende Geschäfte eingelassen, das Vermögen meiner Kinder verscherzt zu haben, so gebe ich Ihnen recht. Doch wenn Sie mir

vorwerfen, so wie ich es tat gehandelt zu haben, um mich zu retten, dann haben Sie unrecht. – Was könnten Sie darauf antworten?«

»Nichts.«

»Im Ernst gesprochen, sollte ich das Angebot Sandgoists abschlagen, der doch schließlich 15.000 Mark für die Abtretung eines Lotterieloses gezahlt hat, dessen höherer Wert ja durch gar nichts begründet ist? Ich frage Sie noch einmal, sollte ich das abschlagen?«

»Ja und nein, Frau Hansen.«

»Nein, hier kann's nicht ja und nein heißen, Herr Hog, sondern nur nein! Wenn in unserer Lage, die Sie ja kennengelernt, die nächste Zukunft – ich gestehe, durch meine Schuld – nicht gar so drohend erschienen wäre, gut, dann hätte ich Huldas Weigerung recht gut begriffen. Ja, ich hätte eingesehen, daß sie sich um keinen Preis von diesem ihr von Ole Kamp zugekommenen Los trennen wollte. Wenn es sich aber darum handelte, binnen wenigen Tagen aus dem Haus gejagt zu werden, in dem mein Mann die Augen geschlossen, in dem meine Kinder das Licht der Welt erblickten, dann hätte ich das nicht verstehen können, und Sie selbst, verehrter Herr Hog, hätten an meiner Stelle nicht anders gehandelt.«

»Und doch, Frau Hansen, doch!«

»Und was hätten Sie getan?«

»Ich würde eher alles versucht haben, als das Los zu opfern, das meine Tochter gerade unter solchen Verhältnissen erhalten hatte.«

»Machen diese Verhältnisse es etwa wertvoller?«

»Das wissen Sie nicht und ich nicht, das weiß überhaupt niemand.«

»O, das kann man denn doch beurteilen, Herr Hog! Auch dieses Los ist weiter nichts, als ein Lotterielos, das 999.999 Mal zu verlieren und dagegen 1 Mal zu gewinnen Aussicht hat. Legen Sie ihm deswegen einen besonderen Wert bei, weil es in einer aus dem Meer aufgefischten Flasche gefunden wurde?«

Auf diese so gestellte Frage hatte Sylvius Hog freilich einige Mühe zu antworten. Er spielte die Sache daher wieder auf die »Gefühlsseite« hinüber und sagte:

»Der Sachverhalt ist folgender: Ole Kamp hat Hulda in dem Augenblick, wo ihm der Untergang drohte, das einzige Wertobjekt hinterlassen, das er noch auf der Welt besaß. Er hat ihr sogar anempfohlen, am Ziehungstag mit diesem Los, wenn es ein glücklicher Zufall ihr in die Hand spielte, in Christiania gegenwärtig zu sein, und nun hat Hulda das Los nicht einmal mehr in der Hand!«

»Wäre Ole Kamp zurückgekehrt«, bemerkte dazu Frau Hansen, »so würde auch er nicht gezögert haben, das Los an Sandgoist zu überlassen.«

»Das ist wohl möglich«, erwiderte Sylvius Hog, »er hatte auch allein das Recht dazu. Was würden Sie ihm

denn antworten, wenn er nicht tot, nicht bei einem Schiffbruch umgekommen wäre, wenn er zurückkäme ... schon morgen ... noch heute ... «

»Ole wird nicht zurückkehren«, antwortete Frau Hansen mit dumpfer Stimme. »Ole ist tot, Herr Hog, ist sicherlich tot!«

»Das wissen Sie nicht, Frau Hansen!« rief der Professor mit wirklich auffallend überzeugendem Ton. »Es sind sehr umfassende Nachforschungen eingeleitet, um irgendeinen Überlebenden des Schiffbruchs zu finden. Diese können ja glücken, können glücken, noch bevor jene Lotterie gezogen wird. Sie haben also nicht das Recht zu sagen, daß Ole tot sei, wenigstens nicht, bevor Beweise beigebracht worden sind, daß er bei dem Unfall der ›Viken‹ umgekommen ist. Wenn ich jetzt nicht mit derselben Zuversicht gegen Ihre Kinder spreche, so geschieht es, weil ich in ihnen keine Hoffnungen wachrufen möchte, die ja zur schmerzlichsten Enttäuschung führen könnten. Vor Ihnen aber, Frau Hansen, spreche ich aus, was ich denke. Und daß Ole tot sei ... nein, ich kann es nicht glauben ... nein, ich will es nicht glauben ... nein, ich glaub' es eben nicht!«

Auf dem Gebiet, nach dem das Gespräch jetzt hinübergespielt war, konnte Frau Hansen mit dem Professor nicht mehr streiten. Die im Grunde ebenfalls etwas abergläubische Norwegerin schwieg also und senkte

den Kopf, als fürchte sie, Ole jeden Augenblick vor sich auftauchen zu sehen.

»Überdies, Frau Hansen«, fuhr Sylvius Hog fort, »hatten Sie, ehe in dieser Weise über Huldas Lotterielos verfügt wurde, eine sehr einfache Sache zu tun, was Sie jedoch unterlassen haben.«

»Was meinen Sie damit, Herr Hog?«

»Sie hätten sich erst an Ihre Freunde, an die Freunde Ihrer Familie wenden sollen; diese hätten sich gewiß nicht geweigert, Ihnen zu helfen, indem Sie sich entweder bei Sandgoist für Sie verbürgten oder Ihnen den notwendigen Betrag verschafften, um jenen zu befriedigen.«

»Ich habe keine Freunde, die ich um einen solchen Liebesdienst hätte angehen können, Herr Hog.«

»Darin dürften Sie wohl irren, Frau Hansen, denn einen solchen kenne ich selbst, der Ihrem Wunsch ohne Zögern, schon aus herzlicher Dankbarkeit, gern entsprochen hätte.«

»Und wer wäre das?«

»Sylvius Hog, der Abgeordnete des Storthing.«

Frau Hansen konnte darauf nichts erwidern und begnügte sich mit einer Verbeugung vor dem Professor.

»Doch was geschehen ist, ist leider geschehen«, ergriff Sylvius Hog wieder das Wort. »Ich würde Ihnen also dankbar sein, Frau Hansen, wenn Sie dieses Gespräch, auf das zurückzukommen ja doch nutzlos wäre, gegen Ihre Kinder nicht erwähnen wollten.«

Damit gingen beide auseinander.

Der Professor hatte seine gewöhnliche Lebensweise wieder aufgenommen und seine täglichen Spaziergänge wieder begonnen. Während weniger Tage besuchte er mit Joël und Hulda die Umgebung von Dal, ohne dabei jemals zu weit zu wandern, um das junge Mädchen nicht zu übermüden. Ins Zimmer zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit seinem stets sehr umfassenden Briefwechsel und sandte ein Schreiben nach dem anderen nach Bergen oder nach Christiania. Er bemühte sich, den Eifer aller derjenigen noch weiter anzufeuern, die jetzt den menschenfreundlichen Versuch der Nachforschung nach der verschollenen ›Viken‹ unternahmen. Sein ganzes Leben ging auf in dem einen Gedanken, Ole zu finden, nur Ole wieder aufzufinden.

Er hielt es auch für notwendig, noch einmal für 24 Stunden nach auswärts zu gehen, gewiß aus einem Grund, der mit jener, die Familie Hansen so nah berührenden Angelegenheit in innigem Zusammenhang stand; er bewahrte jedoch wie immer das strengste Stillschweigen über das, was er darin tat oder tun ließ.

Die Gesundheit der so schwer geprüften Hulda machte nur sehr langsam einige Fortschritte. Das arme Mädchen lebte nur noch von der Erinnerung an Ole, aber die Hoffnung, die sich zuerst noch mit dieser Erinnerung verband, wurde von Tag zu Tag schwächer. Und doch sah sie neben sich die beiden Wesen, die sie auf

der Welt am meisten liebte, und eines derselben unterließ es niemals, ihr Mut zuzusprechen. Doch genügte das schon allein? Galt es nicht auch, sie um jeden Preis zu zerstreuen? Wie sollte man sie aber von den Gedanken, die ihre ganze Seele erfüllten, ablenken, von den Gedanken, die sie wie mit Eisenketten an den Schiffbrüchigen der ›Viken‹ schmiedeten?

So kam der 12. Juli heran.

Binnen 4 Tagen sollte die Lotterie der Schulen von Christiania gezogen werden.

Selbstverständlich war die von Sandgoist in die Hand genommene Spekulation inzwischen zu allgemeiner Kenntnis gekommen.

Auf sein Betreiben und im bezahlten Auftrag des Wucherers hatten die Tagesblätter die Anzeige gebracht, daß das »berühmte, vom Himmel gesandte Los« mit der Nummer 9672 sich jetzt im Besitz des Herrn Sandgoist in Drammen befinde, der es zum Verkauf stelle und dem Meistbietenden überlassen wolle; daß Herr Sandgoist Besitzer dieses Lotterieloses sei, komme daher, daß er es um einen hohen Preis von Hulda Hansen in Dal erstanden habe.

Man begreift, daß solche Anzeigen das junge Mädchen in der öffentlichen Achtung herabsetzen mußten. Wie? Jene Hulda hatte sich, bestochen durch einen hohen Preis, verleiten lassen, das Los des Schiffbrüchigen, das Los Ole Kamps, ihres Verlobten, zu verkaufen!

Sie hatte – Geld geschlagen aus diesem letzten Andenken!

Eine bald darauf im Morgenblatt erscheinende Notiz belehrte dessen Leser jedoch rechtzeitig über den Hergang der Sache. Man erfuhr dadurch die niedrige Handlungsweise jenes Sandgoïst und die eigentliche Ursache, warum das Los sich jetzt in seinen Händen befinde. Damit verfiel aber der Wucherer von Drammen der allgemeinen Verachtung, dieser herzlose Gläubiger, der sich nicht gescheut hatte, die unglückliche Zwangslage der Familie Hansen zu seinem Vorteil auszubeuten. Das hatte aber die sofort zutage tretende Folge, daß – wie nach allgemeiner Verabredung – die Angebote, die auf das Los gemacht wurden, solange Hulda es noch besaß, gänzlich ausblieben, seit es sich in den Händen des neuen Eigentümers befand. Es schien, als ob jenes Los den ihm früher beigelegten außerordentlichen Wert gänzlich verloren habe, nachdem dieser Sandgoïst es durch seine Berührung besudelt hatte. Sandgoïst hatte mit seiner Spekulation also ein sehr verunglücktes Geschäft gemacht, und die berühmte Nummer drohte ihm auf eigene Rechnung liegenbleiben zu sollen.

Es versteht sich von selbst, daß weder Hulda noch Joël von den umlaufenden Gerüchten etwas erfuhren.

Und das war ein Glück zu nennen. Wie peinlich wäre es für sie gewesen, sich in die Angelegenheit eingemischt zu wissen, die unter den Händen des Wuchers zu einem feilen Geschäft herabgedrückt worden war. Am 12. Juli gegen Abend traf wieder ein an den Professor gerichteter Brief ein.

Dieses vom Seeamt ausgegangene Schreiben enthielt noch ein anderes, das aus Christiansand, einem kleinen Hafen nah dem Eingang zum Meerbusen von Christiania, eingelaufen war. Ohne Zweifel erfuhr Sylvius Hog dadurch auch nichts besonders neues, denn er zerknitterte es in seiner Tasche und erwähnte es weder gegen Joël noch gegen dessen Schwester.

Nur als er sich, ihnen gute Nacht wünschend, schon nach seinem Zimmer zurückziehen wollte, sagte er zu ihnen:

»Ihr wißt wohl, liebe Kinder, daß die Ziehung der Lotterie binnen 3 Tagen vor sich gehen wird. Habt ihr nicht die Absicht, ihr beizuwohnen?«

»Wozu sollte das nützen, Herr Sylvius?« fragte Hulda.

»Nun«, meinte der Professor. »Ole hat doch gewünscht, daß seine Verlobte dabei anwesend sei. In den letzten, von ihm geschriebenen Zeilen hat er ihr das noch anempfohlen, und ich denke, man müsse den letzten Willen Oles achten und ihm nachkommen.«

»Aber Hulda besitzt ja das Los nicht mehr«, warf Joël ein, »und wer weiß, in wessen Händen es sich jetzt befindet.«

»Das ändert an der Sache nichts«, entgegnete Sylvius Hog. »Ich lade euch also beide ein, mich nach Christiania zu begleiten.«

»Sie wünschten es also, Herr Sylvius?« erwiderte das junge Mädchen.

»Ich nicht allein, liebe Hulda. Ole wünscht es, und dem müßt ihr wohl gehorchen.«

»Liebe Schwester, Herr Sylvius hat ganz recht«, erklärte jetzt Joël; »ja, es ist sogar unsere Pflicht. – Wann denken Sie abzufahren, Herr Sylvius?«

»Morgen mit Tagesanbruch, und der heilige Olaf sei unser Schirm und Hort!«

16. KAPITEL

Am folgenden Morgen trug der Schußwagen des Werkführers Lengling Sylvius Hog und Hulda davon, die beide in dem kleinen, bemalten Sitzkasten Platz genommen hatten. Joël konnte, wie wir wissen, dann nicht mehr unterkommen. Der wackere junge Mann ging also zu Fuß neben dem Pferd her, das freudig den Kopf schüttelte.

Die 14 Kilometer zwischen Dal und Moel waren für den rüstigen Wanderer ja eine Kleinigkeit.

Der Schußkarren folgte dem prächtigen Vestfjorddal, immer längs des linken Maan-Ufers – jenem schmalen, schattenfrischen Tal, das durch Tausende von allen Anhöhen herabhüpfende Kaskaden bewässert wird. Bei jeder Windung dieses Schlangenwegs sahen sie sich um und verloren endlich den mit seinen zwei Schneefeldern sonst so weithin leuchtenden Gusta aus den Augen.

Der Himmel war rein, das Wetter herrlich. Der Wind wehte nicht zu stark, die Sonne brannte nicht zu warm.

Eigentümlicherweise schien sich Sylvius Hogs Gesicht seit der Abfahrt aus dem Haus in Dal wieder mehr aufgeheitert zu haben. Ohne Zweifel tat er sich etwas Zwang an, um diese Reise bei den Kümmernissen Huldas und Joëls wenigstens als eine kleine Zerstreuung erscheinen zu lassen.

$2\frac{1}{2}$ Stunden, mehr bedurfte es nicht, um Moel, am Ende des TinnSees, wo der Karren anhalten sollte, zu erreichen. Weiter hätte er, ohne zum Schwimmen eingerichtet zu sein, auch nicht gehen können. An dieser Stelle des Tals beginnt nämlich der »Seeweg«; hier befindet sich ein sogenannter »Vandskyde«, das heißt eine Wasser-Fahrstation, und hier halten auch die gebrechlichen kleinen Fahrzeuge, die in dessen ganzer Länge und Breite den Dienst auf dem Tinn-See versehen.

Der Schußkarren hielt nah der kleinen Kirche des Orts am unteren Ende eines 500 Fuß hoch herabstürzenden Wasserfalls. Dieser zum fünften Teil seiner Länge sichtbare Fall verschwindet erst in einer tiefen Höhle des Berges, ehe er vom See selbst aufgenommen wird.

Zwei Fährleute befanden sich an der äußersten Spitze des Ufers. Ein Boot aus Birkenrinde, dessen sehr wenig gesichertes Gleichgewicht seinen Passagieren nicht eine Bewegung von einem Bord zum anderen gestattet, war zum Abstoßen fertig.

Der See lag jetzt im vollen Glanz seiner Morgenschönheit da; die Sonne hatte schon beim Aufgehen die Dünste von dessen Oberfläche weggetrunken; einen herrlicheren Sommertag hätte man sich nicht wünschen können.

»Sie sind doch nicht zu sehr ermüdet, lieber Joël?« fragte der Professor, sobald er aus dem Karren gestiegen war.

»Nein, Herr Sylvius; bin ich solche weite Wege durch Telemarken nicht schon längst gewöhnt?«

»Das ist wohl wahr. – Doch sagen Sie, ist Ihnen wohl der nächste Weg von Moel nach Christiania bekannt?«

»O, vollkommen, Herr Sylvius. Am Ende des Sees, bei Tinoset angelangt ... Doch da fällt mir ein, ich

weiß nicht, ob sich dort Schußgelegenheit für uns finden wird, da wir keine »Forbuds« zur Anmeldung unserer Ankunft auf der Station gesendet haben, wie man es hier sonst zu tun pflegt . . . «

»Darüber beruhigen Sie sich, mein Sohn«, antwortete der Professor, »das habe ich schon besorgt. Es konnte doch nicht meine Absicht sein, Sie den ganzen Weg von Dal nach Christiania zu Fuß zurücklegen zu lassen.«

»Nun, wenn's gerade sein müßte . . .«, meinte Joël.

»Es muß aber nicht sein. Doch sprechen wir von unserer Fahrt; welchen Weg würden wir Ihrer Ansicht nach zu nehmen haben?«

»Sehr einfach; von Tinoset aus, Herr Sylvius, fahren wir über Vik und Bolkesjö um den Fol-See, um nach Möse, und von da nach Kongsberg, Hangsund und Drammen zu gelangen. Wenn wir in der Nacht ebenso schnell reisen wie am Tag, wäre es nicht unmöglich, morgen nachmittag schon in Christiania einzutreffen.«

»Schön, Joël; ich sehe, daß Sie das Land hinlänglich kennen, und das wird ohne Zweifel eine höchst angenehme Fahrt werden.«

»Wenigstens die kürzeste.«

»Richtig, Joël, doch auf die kürzeste – verstehen Sie? – kommt es mir nicht so sehr an«, antwortete Sylvius Hog. »Ich weiß eine andere, die unsere Reise freilich um ein paar Stunden verlängert, und diese kennen Sie auch recht gut, wenn Sie sie auch nicht erwähnen.«

»Und welche?«

»Ei, die Fahrt über Bamble!«

»Über Bamble?«

»Ja, ja, Bamble! Stellen Sie sich nur nicht so unwissend! Bamble, wo der Pächter Helmboe und seine Tochter Sigrid wohnen.«

»Herr Sylvius!«

»Diesen Weg schlagen wir also ein, und wenn wir um den Fol-See an der Südseite statt an der Nordseite fahren, meinen Sie nicht, daß wir dabei ebenso gut nach Kongsberg kommen?«

»Ebenso gut und sogar noch besser!« bestätigte Joël lächelnd.

»Ich danke Ihnen im Namen meines Bruders, Herr Sylvius«, sagte das junge Mädchen.

»Und auch im eigenen Namen, meine kleine Hulda, denn ich denke, es wird Ihnen Vergnügen machen, Ihre Freundin Sigrid im Vorüberkommen einmal wiederzusehen.«

Das Boot war zur Abfahrt fertig. Alle drei nahmen auf einem Haufen im Heck aufgestapelter grüner Blätter Platz.

Rudernd und gleichzeitig steuernd trieben die zwei Fährleute das Fahrzeug hinaus.

Wenn man sich vom Ufer an dieser Stelle entfernt, beginnt der Tinn-See sich bald auszuweiten, und zwar von Haekenaes an, einem kleinen, aus zwei bis drei Häusern bestehenden Gaard (Gehöft), erbaut auf dem

felsigen Vorsprung, der sich in dem schmalen Fjord badet, dem friedlich die Gewässer des Maan zufließen. Der See erscheint noch immer stark eingedämmt; nach und nach jedoch weichen die seinen Rahmen bildenden Berge weiter zurück, und man gewinnt erst eine Vorstellung von ihrer Höhe, wenn gerade ein Fahrzeug am Fuß vorübergleitet und doch nicht größer als ein gewöhnlicher Wasservogel aussieht.

Hier und da tauchen etwa ein Dutzend nackte oder grünende Inseln und Eilande mit vereinzelt Fischerhäuschen auf. An der Oberfläche schwimmen daneben noch gänzlich unbehauene Baumstämme oder auch ganze Flöße in den benachbarten Sägemühlen bearbeiteter Balken.

Das veranlaßte Sylvius Hog scherzend – und er mußte wohl Neigung haben, gelegentlich zu scherzen – jetzt zu sagen:

»Wenn nach dem Ausspruch unserer skandinavischen Dichter die Seen die Augen Norwegens sind, so muß man zugestehen, daß Norwegen mehr als einen Balken im Auge hat, wie die Bibel sagt.«

Gegen 4 Uhr gelangte das Boot nach Tinoset, einem kleinen, keinerlei Bequemlichkeiten bietenden Dörfchen. Das hatte jetzt indes nichts zu bedeuten, da sich Sylvius Hog hier gar nicht, nicht einmal 1 Stunde, aufzuhalten gedachte. Wie er Joël schon vorher angedeutet hatte, erwartete sie hier am Ufer ein Wagen. Im

Hinblick auf diese von ihm schon längst fest beschlossene Reise hatte er Herrn Benett in Christiania ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß er mit seinen Begleitern ohne Aufenthalt und Beschwerden Fortkommen finde. Deshalb befand sich an dem genannten Tag auch ein alter Reisewagen, mit hinreichendem Lebensmittelvorrat im Kutschkasten, hier in Tinoset. Ihr Fortkommen war damit also ebenso gesichert wie die Ernährung unterwegs, so daß sie nicht mehr auf die halb angebrühten Eier, die geronnene Milch und die wahrhaft spartanische Kraftsuppe der Gaards von Telemarken angewiesen blieben.

Tinoset liegt fast am Ende des Tinn-Sees. Hier stürzt sich der Maan in herrlichem Fall nach dem unteren Tal hinab, wo er wieder seinen regelmäßigen Lauf annimmt. Die von der Schußstation entnommenen Pferde standen schon angespannt, und sofort rollte der Wagen in der Richtung nach Bamble hin.

Zu jener Zeit war das die einzige Art und Weise, durch Norwegen im allgemeinen und durch Telemarken im besonderen zu reisen, und vielleicht werden die Eisenbahnen viele Touristen noch die landesüblichen Schußkarren und die Kutschen des Herrn Benett schmerzlich vermissen lassen.

Es versteht sich von selbst, daß Joël diesen Teil des Gerichtssprengels, den er zwischen Dal und Bamble so oft durchmessen hatte, ganz genau kannte.

Um 8 Uhr abends traf Sylvius mit dem Geschwisterpaar an diesem kleinen Ort ein.

Obwohl sie hier natürlich nicht erwartet wurden, fanden sie seitens des Pächters Helmboe doch den herzlichsten Empfang. Zärtlich umarmte Sigrid ihre Freundin, die sie von vielem Kummer recht blaß aussehend fand. Kurze Zeit blieben die beiden Mädchen allein, um gegeneinander auszutauschen, was auf ihren Herzen lastete.

»Ich bitte dich, liebste Hulda«, sagte Sigrid, »laß dich nicht von deinem Schmerz überwältigen! Ich für meinen Teil habe noch nicht alle Zuversicht verloren. Warum solltest du auf jede Hoffnung verzichten, den armen Ole noch wiederzusehen? Wir haben durch die Zeitungen ja erfahren, daß man bemüht ist, die ›Viken‹ wieder aufzufinden. Diese Nachforschungen werden von Erfolg sein! Gelt, ich glaube bestimmt, daß Herr Sylvius noch Hoffnung hat ... Hulda ... mein liebes Herz, ich bitte dich, verzweifle noch nicht!«

Statt jeder Antwort konnte Hulda nur weinen, und Sigrid drückte sie warm an ihr Herz.

O, welche Freude hätte im Haus des Pächters Helmboe geherrscht, inmitten dieser braven, einfachen und guten Menschen, wenn diese ganze kleine Welt ein Anrecht, glücklich zu sein, gehabt hätte!

»Sie gehen also geradewegs nach Christiania?« fragte Pächter Helmboe Herrn Sylvius Hog.

»Ja, Herr Helmboe.«

»Um der Lotteriezziehung beizuwohnen?«

»Gewiß.«

»Doch was kann das nützen, da Ole Kamps Los sich jetzt in den Händen des schändlichen Sandgoïst befindet.«

»Ole hat es gewünscht«, antwortete der Professor, »und wir haben die Pflicht, seinem Willen nachzukommen.«

»Man sagt, der Wucherer in Drammen habe für dieses Los, das ihm so viel kostete, keinen Abnehmer finden können.«

»Ja, das sagt man wohl, Herr Helmboe.«

»Gut, so hat er, was er verdient, dieser schändliche Kerl, dieser Schurke, Herr Hog, ja . . . diesem Schurken ist ganz . . . «

»Gewiß, Herr Helmboe, ganz recht geschehen!«

Natürlich mußten alle auf dem Pachthof zu Abend essen. Weder Sigrid, noch deren Vater hätten ihre Freunde fortgelassen, ohne daß sie diese Einladung annahmen. An einen längeren Aufenthalt war jedoch nicht zu denken, wenn die durch den Umweg über Bamble verlorenen Stunden in der Nacht wieder eingebracht werden sollten. Um 9 Uhr wurden also die Pferde von der Schußstation durch einen Burschen aus dem Gaard geholt, der sie sofort anspannte.

»Bei meinem nächsten Besuch, lieber Herr Helmboe«, sagte Sylvius Hog zu dem Pächter, »bleib' ich, wenn Sie es wollen, 6 Stunden lang bei Tisch sitzen;

heute aber bitte ich Sie um die Erlaubnis, die Nachspeise durch einen ehrlichen Handschlag zu ersetzen, den Sie mir nicht verweigern werden, und durch einen herzlichen Kuß, den Ihre reizende Sigrid meiner Hulda geben wird.«

Nachdem dies geschehen war, brach die kleine Gesellschaft auf.

In jener hohen Breite mußte die Dämmerung noch einige Stunden andauern. Und auch lange nach Sonnenuntergang blieb der Horizont noch deutlich sichtbar, so klar war heute die Atmosphäre.

Es ist eine schöne, freilich ziemlich bergige Straße, die von Bamble über Hitterdal an der Südseite des Fol-Sees nach Kongsberg führt. Sie durchschneidet dabei den ganzen Mittelteil von Telemarken, indem sie die Flecken, Weiler und Gaards der Nachbarschaft berührt.

1 Stunde nach der Abfahrt konnte Sylvius Hog, ohne daß er hier anhielt, die Kirche von Hitterdal wahrnehmen, ein altes, höchst merkwürdiges Bauwerk, mit zinnengekrönten, aber ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit der Linien übereinandergepackten Stockwerken. Das Ganze besteht aus Holz, von den aus dicht aneinandergfügten Balken und sich dachziegelartig deckenden Planken bestehenden unteren Umfassungswänden an bis hinauf zum obersten Glockentürmchen. Diese Aufhäufung von Pfefferbüchsen ist, wie es scheint, ein ehrwürdiges und hochverehrtes Denkmal der skandinavischen Baukunst des 13. Jahrhunderts.

Allmählich sank nun die Nacht herab, eine jener Nächte, die stets der letzte Schimmer des Tages durchzittert; gegen 1 Uhr früh mischte sie sich aber schon wieder mit dem neuen Morgengrauen.

Auf dem Vordersitz saß Joël in Betrachtungen versunken; Hulda lehnte nachdenklich hinten im Wagens. Nur dann und wann wurden einige Worte zwischen Sylvius Hog und dem Kutscher gewechselt, dem der Professor anempfahl, die Pferde tüchtig anzutreiben. Dann hörte man nichts als das Schellengeklingel der Bespannung, das Klatschen der Peitsche und das Knarren der Räder auf der tief ausgefahrenen Straße.

Ohne Pferdewechsel ging die Fahrt die ganze Nacht hindurch fort.

Es wurde nicht notwendig, in Listhus, einer nur mangelhaften Station, anzuhalten, die in einem Kessel tannenbedeckter Berge verloren liegt, um die sich noch ein zweiter Kreis nackter und wilder Bergmassen erhebt. Man fuhr auch geradewegs durch Tiness, ein kleines, malerisches Örtchen, in dem einige Häuser auf besonderen Steinpfeilern errichtet sind. Der Reisewagen rollte unter dem Geräusch seiner Eisenteile, dem Klappern halbgelockerter Bolzen und ausgedehnter Federn ziemlich schnell dahin. Dem Roßlenker waren gewiß keine Vorwürfe zu machen – obgleich der gute Alte halb schlafend seine Zügel führte. Ganz mechanisch verteilte er zuweilen einige gutgemeinte Peitschenhiebe, von denen das linke Pferd die meisten erhielt. Das

kam aber daher, daß das rechte Pferd ihm selbst, das linke dagegen seinem Hofnachbarn gehörte.

Um 5 Uhr morgens schlug Sylvius Hog die Augen auf, streckte die Arme behaglich aus und sog mit Vergnügen den würzigen Tannenduft ein, der die ganze Atmosphäre erfüllte.

Man war in Kongsberg. Der Wagen passierte die über den Laagen führende Brücke und hielt jenseits davon an, nachdem er unfern der Wasserfälle von Larbrö an der Kirche vorübergekommen war.

»Liebe Freunde«, begann da Sylvius Hog, »wenn's Ihnen recht ist, werden wir hier nur die Pferde wechseln. Zu frühstücken ist es noch gar zu zeitig, drum ist es besser, wir machen erst in Drammen einen längeren Aufenthalt. Dort stärken wir uns durch eine tüchtige Mahlzeit und schonen dabei gleichzeitig unsern Mundvorrat von Herrn Benett.«

Demgemäß begnügten sich der Professor und Joël vorläufig mit einem Gläschen Branntwein im »Hotel des Mines«, und als eine Viertelstunde später frische Pferde eingetroffen waren, wurde die Reise fortgesetzt.

Vor der Stadt mußte der Wagen eine ziemlich steile Rampe, die sehr kühn von der Seite eines Berges ausgeschnitten war, emporklimmen. Einen Augenblick hoben sich die hohen Türme der Silberminen von Kongsberg als Schattenbilder vom Horizont ab. Darauf verschwand der ganze Horizont unter einem Vorhang ungeheurer Tannenwälder, in denen es so dunkel und

kühl wie in einem Keller ist, da hier die Wärme der Sonne ebensowenig Eingang findet wie deren Licht.

Die hölzerne Stadt Hangsund lieferte den Reisewagen neue Spannpferde. Hier fand man oft lange Straßen, doch häufig durch auf einem Bolzen drehbare Barrieren geschlossen, die gegen Zahlung von 5 bis 6 Skillings geöffnet wurden. Es ist eine sehr fruchtbare Gegend mit zahlreichen Bäumen, die wegen ihrer, durch die Last der Früchte niedergebeugten Zweige fast Trauerweiden ähnlich erscheinen. Mit der Annäherung an Drammen wurde das Tal wieder bergiger.

Zu Mittag zeigte die an einem Arm des Christianiafjords gelegene Stadt ihre beiden endlosen Straßen mit bemalten Häusern an beiden Seiten und ihren stets sehr belebten Hafen, in dem die großen Holzflöße den Schiffen, die hier Naturerzeugnisse des Nordens laden, meist nur wenig Raum freilassen.

Der Wagen hielt vor dem Hotel de Scandinavie. Der Besitzer, eine gewichtige Persönlichkeit mit weißem Bart und höchst gelehrten Mienen, erschien auf der Schwelle seines Anwesens.

Mit jener Findigkeit, welche die Gasthalter in allen Ländern der Welt kennzeichnet, sagte er sogleich: »Es würde mich nicht wundern, wenn die beiden Herren und die junge Dame bald frühstücken möchten.«

»Ganz recht, wundern Sie sich darüber nicht«, erwiderte Sylvius Hog, »und lassen Sie uns so schnell wie möglich auftragen.«

»Augenblicklich!«

Das Frühstück stand sehr bald bereit und ließ wirklich nichts zu wünschen übrig. Es bot unter anderem einen gewissen, mit würzigen Kräutern zubereiteten Fisch aus dem Fjord, von dem der Professor mit sichtlichem Vergnügen zulangte.

Um $\frac{1}{2}2$ kam der mit frischen Pferden versehene Wagen wieder bei dem Hotel de Scandinavie vorgefahren und setzte in mäßigem Trab die Reise auf der Landstraße von Drammen fort.

Als sie da an einem Haus von minder einladendem Aussehen, das mit den heiteren Farben der Nachbarhäuser auffallend kontrastierte, vorüberkamen, konnte Joël einen Ausdruck des Widerwillens nicht zurückhalten.

»Sandgoïst!« rief er.

»Ah, das ist also jener Herr Sandgoïst?« sagte Sylvius Hog. »In der Tat, er zeigt gerade kein hübsches Gesicht.«

Es war wirklich Sandgoïst, der rauchend vor seiner Tür stand. Ob er auch Joël auf dem Vordersitz erkannte, muß dahingestellt bleiben, denn der Wagen bewegte sich zu rasch zwischen großen Stößen dicker Balken und Haufen von geschnittenen Planken hin.

Jenseits einer von Vogelbeerbäumen – die reich mit korallinen Früchten beladen waren – eingefassten Straße, wandte sich das Gespann nach einem dichten Fichtenwald, der das Tal des Paradieses erfüllt; eine wahrhaft prächtige Bodensenke mit ihren weithin sichtbaren, bis zu den letzten Grenzen des Horizonts reichenden Bergabsätzen. Hier zeigten sich wohl Hunderte kleiner Hügel, von denen die meisten mit einem Landhaus oder einem Gaard bekrönt waren. Bei herannahendem Abend, als der Wagen, zwischen grünen Wiesen hinabsteigend, mehr in die Nähe des Meeres kam, erblickte man Farmen mit lebhaft roten Häusern, die sich aus dem grünen Baumdickicht grell abhoben.

Endlich erreichten die Reisenden den eigentlichen Christiania-Fjord, der zwischen malerischen Höhen hineingezwängt erscheint, und überblickten nun seine zahllosen Buchten, seine vielen ganz kleinen Häfen mit ihren hölzernen »Piers«, an denen die Fahrzeuge der Bai und die Dampfomnibusse anlegen. Um 9 Uhr abends – es war noch voller Tag – rollte die altertümliche Kutsche nicht ohne lautes Geräusch in die Stadt ein und durch deren schon verlassene Straßen hin.

Auf Anordnung Sylvius Hogs hielt sie hier vor dem Hotel Victoria, in dem Hulda und Joël abstiegen, da für sie schon auf Vorausbestellung Zimmer reserviert worden waren. Nach herzlichem Abschied begab sich der Professor dann nach seinem alten Haus, wo ihn

seine alte Dienerin Kate und sein alter Diener Fink mit nicht weniger alter Ungeduld erwarteten.

17. KAPITEL

Christiania – in Norwegen eine große Stadt – würde in den bedeutenderen Kulturländern Europas höchstens als mittelgroße Stadt gelten. Ohne wiederholte Zerstörungen durch Feuer würde sie sich heute wohl noch genauso zeigen, wie sie im 11. Jahrhundert erbaut wurde. Tatsächlich stammt sie erst aus dem Jahr 1624, zu welcher Zeit der König Christian sie wieder aufbaute. Aus Opsolo, wie ihr Name ursprünglich lautete, verwandelte sie sich damals erst in Christiania, zu Ehren ihres königlichen Neubegründers. Es ist eine regelmäßige Stadt mit breiten, nüchternen und geraden, wie nach dem Lineal angelegten Straßen mit weißen Stein- oder roten Ziegelhäusern. Inmitten eines recht schönen Gartens erhebt sich das königliche Palais, das Oskarslot, ein gewaltiges viereckiges, aber, obwohl es in ionischem Stil gehalten ist, eigentlich stilloses Bauwerk. Da und dort zeigen sich einige Kirchen, in denen Schönheiten der Kunst gewiß keinen Andächtigen zu zerstreuen vermöchten. Endlich gibt es hier verschiedene Gerichtsgebäude und öffentliche Anstalten, ohne den in Form einer Rotunde errichteten, großen Basar zu zählen, der einen Sammelplatz ausländischer und einheimischer Erzeugnisse bildet.

Unter allem, was wir eben anführten, befindet sich etwas besonders Bemerkenswertes jedoch nicht; dagegen verdient rückhaltlose Bewunderung die schöne Lage der Stadt inmitten eines Kreises vielgestaltiger Berge, die deren prächtigen Rahmen abgeben. Fast eben in ihren reichen neueren Teilen, erhebt sie sich nur, um eine mit unregelmäßigen Häuschen bedeckte Art Kasbah zu bilden, in denen die ärmlichere Bevölkerung lebt. Die Holz- oder Ziegelhütten hier fallen dem Blick freilich mehr auf, als sie ihn zu ergötzen vermögen.

Man darf nicht etwa glauben, daß das Wort Kasbah, das eigentlich nur von afrikanischen Städten gebraucht wird, für eine Stadt im Norden Europas nicht am Platz wäre. Christiania hat wirklich in der Nachbarschaft des Hafens Stadtteile, wie man sie ganz ähnlich in Tunis, Marokko oder Algier findet, und wenn hier keine Tunesier wohnen, so ist deren flottierende Bevölkerung doch kaum höher zu schätzen.

Mit einem Wort, gleich jeder Stadt, deren Fuß sich im Meer badet und die das Haupt bis zur Höhe grüner Hügel erhebt, ist gerade Christiania ganz besonders malerisch gelegen, und nicht mit Unrecht vergleicht man dessen Fjord mit dem Golf von Neapel. Wie der letztere geschmückt ist durch die Dörfer Sorrent und Castellamare, so sind dessen Ufer mit Villen und Einzelhäuschen bedeckt, die sich halb in dem schwarzen Tannengrün verlieren und in dem leichten Nebeldunst,

der ihnen eine so eigentümliche »Weichheit« verleiht, der man in nördlichen Gegenden so oft begegnet.

Sylvius Hog war also endlich in Christiania zurück; freilich hatte sich diese Rückkehr unter keineswegs vorausgesehenen Umständen – inmitten einer unterbrochenen Erholungsreise – vollzogen. Nun, letztere wollte er im folgenden Jahr sicher nachholen, jetzt nahmen nur Hulda und Joël sein ganzes Interesse in Anspruch. In seinem Haus hatte er sie nicht absteigen lassen, weil das nur angegangen wäre, wenn er zwei Zimmer noch übrig gehabt hätte. Der alte Fink und die alte Kate hätten jene gewiß ganz gut aufgenommen, doch hatte es an Zeit gefehlt, nur die nötigsten Vorbereitungen zu treffen.

Deshalb führte sie der Professor nach dem Hotel Victoria, wo er die beiden jungen Leute besonders empfahl. Eine Empfehlung von Sylvius Hog, dem Storting-Abgeordneten, durfte aber sicherlich auf Beachtung rechnen.

Während der Professor hier für seine Schützlinge dieselbe Aufmerksamkeit beanspruchte, die man ihm selbst jedenfalls erwiesen hätte, gab er doch deren Namen nicht an, da es ihm um Joëls und noch mehr um Hulda Hansens willen vor allem wichtig erschien, deren Inkognito zu bewahren. Der Leser weiß ja, wie viel schon von dem jungen Mädchen gesprochen und verbreitet worden war, und das hätte sie hier ungemein

belästigen müssen, wenn die Leute ihre Ankunft in Christiania erfuhren.

Nach der Verabredung sollte der Professor die Geschwister am nächsten Tag nicht vor der Frühstücksstunde, das heißt zwischen 11 und 12 Uhr, sehen.

Er hatte einige notwendige Geschäfte zu besorgen, die den ganzen Vormittag in Anspruch nahmen, und erst nach deren Abwicklung wollte er Hulda und Joël aufsuchen, um sie nachher nicht wieder verlassen zu müssen, denn er hoffte dann bei ihnen bleiben zu können, bis die Ziehung der Lotterie um 3 Uhr ihren Anfang nahm.

Sobald Joël aufgestanden war, begab er sich zu seiner Schwester. Diese erwartete ihn schon völlig angekleidet in ihrem Zimmer.

In der Hoffnung, sie ein wenig von ihren gerade heute gewiß schmerzlichen Gedanken abzulenken, schlug Joël ihr vor, bis zur Frühstückszeit etwas spazierenzugehen. Um ihrem Bruder den Willen zu tun, nahm sie dessen Vorschlag an, und beide begaben sich auf gut Glück direkt in die Stadt hinein.

Es war ein Sonntag. Ganz entgegen der gewöhnlichen Erscheinung in nördlichen Städten, wo an Sonn- und Festtagen die Anzahl der Spaziergänger meist beschränkt ist, zeigten sich die Straßen heute merkwürdig belebt. Nicht allein hatten die Einwohner selbst die Stadt heute nicht verlassen, sie sahen im Gegenteil auch einen Teil der Landbevölkerung in den Straßen

zusammenströmen. Auf der Eisenbahn des Mjöse-Sees, welche die Umgebungen der Hauptstadt durchschneidet, hatte man sogar Extrazüge einlegen müssen; so viel Neugierige und zum größten Teil Interessenten hatte die volkstümliche Lotterie der Schulen von Christiania herbeigezogen.

So bewegten sich also viele Leute durch die Straßen hin, oft ganze Familien, wenn nicht gar ganze Dorfschaften, die alle mit der geheimen Hoffnung gekommen waren, keine unnütze Fahrt unternommen zu haben. Doch, man bedenke nur, die Million Lose war untergebracht worden, und wenn sie auch nur einen Gewinn von 100 oder 200 Mark machten, wie viele brave Leute wären, höchst zufrieden mit ihrem Los, freudig nach ihren kleinen Saeters oder ihren bescheidenen Gaards heimgekehrt!

Vom Hotel Victoria aus begaben sich Joël und Hulda zunächst hinunter bis nach den Kais, die sich an der Ostseite der Bucht hinziehen. Hier war der Menschenandrang nicht so groß, höchstens in den Wirtshäusern, wo das Bier und der Branntwein in vollen Schoppen und bis zum Rand vollen Spitzgläsern an fortwährendem Durst leidende Kehlen erquickte.

Während Bruder und Schwester so zwischen den Magazinen, den Reihen großer Fässer, den hohen Haufen von Kisten und Ballen von jeder Herkunft hinwanderten, zogen doch die im Land vertäuten oder draußen im Wasser verankerten Schiffe ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich, da sich darunter ja leicht eines finden konnte, das zum Hafen von Bergen gehörte, nach dem die ›Viken‹ nicht mehr zurückkehren sollte.

»Ole! ... Mein armer Ole!« murmelte Hulda.

Joël bemühte sich daher, sie wieder von der Bucht fort und nach den hochgelegene Teilen der Stadt zu führen.

Hier hörten sie nun in den Straßen, auf den Plätzen und aus einzelnen Gruppen heraus wiederholt Äußerungen, die sie selbst nah berührten.

»Ja«, sagte der eine, »man hat für die Nummer 9672 wohl bis 10.000 Mark geboten.«

»10.000?« antwortet ein anderer. »Ich habe von 20.000 und noch mehr reden hören.«

»Herr Vanderbilt aus New York soll bis auf 30.000 gegangen sein.«

»Und die Herren Baring aus London bis auf 40.000!«

»Und die Herren Gebrüder Rothschild bis auf 60.000.«

Man weiß ja, was von solchen volkstümlichen Übertreibungen zu halten ist. Wenn die Steigerung in dieser Weise weiterging, wäre bald ein höherer Preis für das

Los erreicht worden, als der Ertrag des ersten größten Gewinns ausmachte.

Doch wenn diese Neuigkeitsjäger bezüglich der Zahl der Hulda Hansen gemachten Angebote und bezüglich deren Höhe nicht übereinstimmten, so war die Menge doch völlig einig in Beurteilung der elenden Handlungsweise des Wucherers in Drammen.

»Welch gottloser Schurke, dieser Sandgoist, der kein Mitleid hat mit den wackeren Leuten!«

»O, der ist schon in ganz Telemarken bekannt genug; das ist nicht der erste schlechte Streich des Kerls!«

»Man sagt, er habe Ole Kamps Los, nachdem er es ziemlich teuer bezahlt, nicht weiter verkaufen können.«

»Nein, kein Mensch wollte es annehmen.«

»Das ist nicht verwunderlich! In den Händen von Hulda Hansen hatte das Los einen Wert, in denen Sandgoists aber gar keinen.«

»Das ist recht! Mag er es auf dem Hals behalten und die 15.000 Mark, die es ihn gekostet hat, verlieren.«

»Doch, wenn der Spitzbube nun wirklich das große Los darauf gewänne?«

»Er! . . . Das wäre!«

»Das wäre eine Ungerechtigkeit des Schicksals! Wenn er sich nur nicht etwa bei der Ziehung sehen läßt . . . !«

»O, da sollt es ihm schlecht ergehen!«

So etwa lauteten die Ansichten bezüglich Sandgoists. Wir wissen, daß er – ob aus Klugheit oder aus irgendeinem andern Grund – nicht die Absicht zu haben schien, der Ziehung beizuwohnen, denn wenigstens gestern befand er sich ja in seinem Haus zu Drammen.

Hulda fühlte sich sehr erregt und Joël bemerkte, wie ihr Arm in dem seinen zitterte; so gingen sie rasch weiter, um nicht noch mehr zu hören, als hätten sie gefürchtet, von allen den unbekanntem Freunden, die sich unter der Menge kundgaben, erkannt und angerufen zu werden.

Wenn sie damit gerechnet hatten, vielleicht Sylvius Hog in der Stadt zu treffen, so ging das nicht in Erfüllung. Einzelne Worte aus den ihnen zu Ohren gekommenen Gesprächen ließen sie jedoch erkennen, daß des Professors Rückkehr nach Christiania schon unter den Leuten bekannt geworden war. Schon von früh an hatte man ihn sehr geschäftig und wie einen Mann, der weder zu fragen, noch Antwort zu geben Zeit hatte, und zwar einmal nach dem Hafen und dann wieder nach den Marinebüros dahineilen sehen.

Joël hätte gewiß jeden Vorüberkommenden fragen können, wo Professor Sylvius Hog wohnte, und jeder hätte ihm ebenso gewiß das betreffende Haus gezeigt oder ihn gleich selbst dahin geführt. Er tat dies aber nicht, aus Furcht indiskret zu erscheinen, und da sie verabredet hatten, sich im Hotel wieder zu treffen, schien es ihm am besten, dahin zurückzugehen.

Es war $\frac{1}{2}$ 11, als Hulda ihren Bruder darum bat. Sie fühlte sich angegriffen, und jene Bemerkungen, in denen ihr Name immer wieder genannt wurde, taten ihr weh.

Sie begab sich also wieder nach dem Hotel Victoria und dort nach ihrem Zimmer, um Sylvius Hog zu erwarten.

Joël blieb in dem im Erdgeschoß gelegenen Lesesaal des Hauses zurück, wo er sich damit beschäftigte, zum Zeitvertreib die Zeitungen von Christiania zu durchblättern.

Plötzlich wurde sein Gesicht totenbleich und sein Auge trübe – das Blatt, das er eben las, fiel ihm aus der Hand . . .

In der betreffenden Nummer des Morgen-Blatt hatte er unter den Seenachrichten eben folgende, aus Neufundland angelangte Depesche gelesen:

Der Aviso ›Telegraf‹ hat an der vermutlichen Stelle des Schiffbruchs der ›Viken‹ keine Spur von ihr entdecken können. Ebenso erfolglos waren seine Nachforschungen an der Küste von Grönland. Man muß also leider annehmen, daß von der Besatzung der ›Viken‹ kein Mann mehr am Leben ist.

18. KAPITEL

Das war eine Ansammlung von Menschen im größten Saal der Universität von Christiania, wo die Ziehung der Lotterie vor sich gehen sollte! – Selbst in den Gängen und Höfen, da der große Saal die ganze Volksmenge nicht zu fassen vermochte, stand alles gedrängt voll, und sogar bis hinaus in die benachbarten Straßen, da sogar die Höfe noch zu klein waren, um alle Interessenten aufzunehmen.

An jenem Sommertag des 15. Juli hätte man die ganz außergewöhnlich erregten Norweger freilich nicht an der ihnen sonst angeborenen Ruhe erkennen können. Rührte diese Erregung wohl von dem Interesse her, das sich an die bevorstehende Lotterieziehung knüpfte, oder war nur die hohe Luftwärme dieses Sommertags daran schuld? Vielleicht trugen Interesse und Hitze mit gleichen Teilen dazu bei; wenigstens vermochte der gewaltige Konsum erquickender Früchte, jener »Melters« (Berghimbeeren), die in ganz Skandinavien in so großen Mengen verzehrt werden, sie heute nicht zu dämpfen.

Pünktlich um 3 Uhr sollte die Ziehung stattfinden. Dafür waren 100 Lose in drei Serien geteilt worden, deren erste 90 Gewinne von 100 bis 1000 Mark im Gesamtwert von 45.000 Mark enthielt; die zweite umfaßte neun Gewinne von 1000 bis 9000 Mark, ebenfalls im Wert von 45.000 Mark; die dritte nur einen Gewinn von 100.000 Mark.

Entgegen der Gewohnheit, der man sonst bei dergleichen Lotterien folgt, war hier der Haupttreffer bis zuletzt aufgehoben, nicht der ersten gezogenen Nummer sollte das große Los zufallen, sondern der letzten, das heißt hier der 100. Nummer. Selbstverständlich bewirkte das eine sich immer weiter steigende Spannung und immer heftigeres Herzklopfen bei den Anwesenden. Wir brauchen natürlich nicht zu betonen, daß eine Nummer, die schon einmal gewonnen hatte, nicht ein zweites Mal gewinnen konnte, und für ungültig erklärt wurde, falls sie noch einmal aus den Urnen hervorkam.

Alles das war jedermann bekannt, und es galt jetzt nur noch, die bestimmte wichtige Stunde abzuwarten. Um aber die Langeweile beim Warten hinwegzutäuschen, plauderten alle lebhaft und zwar am häufigsten von der bedauernswerten Lage der Hulda Hansen. Hätte sie jetzt das Los Ole Kamps noch besessen, gewiß hätte ihr jedermann – natürlich nach dem eigenen lieben Ich – den besten Erfolg gewünscht.

Zu dieser Stunde hatten schon mehrere Personen Kenntnis von der im heutigen Morgenblatt enthaltenen Depesche und sprachen darüber mit den Nebestehenden. Bald wußte man nun in der ganzen Versammlung, daß die Nachforschungen des Avisos zu keinem Ziel geführt hatten; die Sache war abgeschlossen, man mußte darauf verzichten, nur eine einzige Planke der ›Viken‹ wiederzufinden. Von der Besatzung hatte kein Mann

den schrecklichen Schiffbruch überlebt. Hulda würde ihren Verlobten nie mehr wiedersehen.

Da lenkte ein Zwischenfall die Aufmerksamkeit nach anderer Seite. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, Sandgoist habe sich doch entschlossen, Drammen zu verlassen, und einige behaupteten sogar, ihn in den Straßen von Christiania schon gesehen zu haben. Sollte er wirklich die Kühnheit haben, in diesem Saal zu erscheinen? Wenn es der Fall war, durfte der schlechte Mann sich eines Ausbruchs der allgemeinen Entrüstung gegen ihn versehen. Er ... der Ziehung der Lotterie selbst beiwohnen? Nein, das war so unwahrscheinlich, daß es gar nicht möglich war, die Sache lief auch auf nichts weiter, als auf einen blinden Alarm hinaus.

Gegen viertel nach 2 entstand eine gewisse Bewegung im Saal.

Eben zeigte sich Professor Sylvius Hog im Tor der Universität. Man wußte, wieviel Anteil er an der ganzen Angelegenheit hatte und wie er nach erfolgter eigener Rettung durch die Kinder von Frau Hansen ehrlich bestrebt war, seine Schuld zurückzuzahlen.

Sofort öffneten sich die Reihen der zunächststehenden Landleute. Ein schmeichelhaftes Murmeln, auf das Sylvius Hog durch freundliches Nicken mit dem Kopf antwortete, lief durch die Menschenmenge und wuchs bald zu lebhaften Zurufen an.

Der Professor war jedoch nicht allein. Als die ersten zurückwichen, um ihm Platz zu machen, sah man, daß er ein junges Mädchen am Arm führte, während ein junger Mann den beiden folgte.

Ein junger Mann und ein junges Mädchen! Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es die guten Leute. Derselbe Gedanke sprang in allen Köpfen so gleichzeitig auf, wie der Funken von ebenso vielen Akkumulatoren.

»Hulda! . . . Hulda Hansen!«

Dieser Name drängte sich unwillkürlich aus jedem Mund.

Ja, es war Hulda, aber so erregt, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Ohne den Arm Sylvius Hogs wäre sie gewiß zusammengebrochen. Dieser aber hielt sie ordentlich fest, die reizende Heldin dieser festlichen Stunde, der nur ihr Ole Kamp fehlte. Und doch, wie viel lieber wäre sie in ihrem kleinen Stübchen in Dal geblieben, und wie drängte es sie, sich dieser, wenn auch noch so wohlgemeinten teilnehmenden Neugier zu entziehen. Sylvius Hog hatte es jedoch gewollt, daß sie hierherkam, und so war sie gekommen.

»Platz! Platz!« rief man von allen Seiten.

So dicht die Menge gedrängt stand, wich sie doch vor Sylvius Hog, vor Hulda und Joël zurück. Aber wie viele Hände streckten sich aus, um die ihrigen zu erfassen! Wie viele freundliche Begrüßungsworte wurden ihnen beim Vorüberkommen zugerufen, und mit wie

sichtlicher Befriedigung nahm Sylvius Hog diese freiwilligen Huldigungen entgegen!

»Ja, sie ist es, liebe Freunde! . . . Das ist meine kleine Hulda, die ich von Dal mit hergebracht habe!« sagte er. Darauf wandte er sich um.

»Und das ist Joël, ihr wackerer Bruder!«

Dann fügte er aber noch hinzu:

»Nun tut mir noch den einzigen Gefallen, uns nicht aus Liebe zu erdrücken!«

Und während die Hand Joëls auf jeden Druck antwortete, wurde die minder kräftig gebaute Hand des Professors unter der Pressung, die sie zu erdulden hatte, fast zerbrochen. Gleichzeitig aber glänzte sein Auge vor Freude auf, obgleich eine kleine Träne der Rührung in seinen Lidern hing. Aber – eine der Aufmerksamkeit der Ophtalmologen würdige Erscheinung – diese kleine Träne war fast lachend.

Es bedurfte einer guten Viertelstunde, die Höfe der Universität zu durchschreiten, nach dem großen Saal zu gelangen und hier die Stühle zu erreichen, die für den Professor reserviert worden waren. Endlich war es jedoch, freilich nicht ohne einige Mühe, gelungen. Sylvius Hog nahm zwischen Joël und Hulda Platz.

Um $\frac{1}{2}3$ öffnete sich eine Tür auf dem Podium an der Schmalseite des Saals. Es erschien der Vorsitzende des Büros, ernst und würdig mit der bekannten Herrschermiene, der eigentümlichen Haltung des Kopfs, die

man bei jedermann beobachtet, der die Ehre hat, zu irgendeinem Präsidium berufen zu sein. Zwei nicht minder ernste Beisitzer folgten ihm. Darauf sah man sechs kleine, mit Bändern und Blumen geschmückte Mädchen eintreten, lauter Blondköpfchen mit blauen Augen und rosigen Händen, an denen man deutlich die Hand der Unschuld erkannte, und die ausersehen waren, die Losnummern zu ziehen.

Diese Eintrittsszene begrüßte ein allgemeines Lärmen, das zunächst Zeugnis gab von dem Vergnügen, das die Leute empfanden, die Direktoren der Lotterie von Christiania vor sich zu sehen, daneben auch von der dadurch hervorgerufenen Ungeduld, daß sie sich nicht eher auf der Estrade gezeigt hatten.

Wenn hier 6 kleine Mädchen erschienen, so geschah das deshalb, weil 6 Urnen auf einem Tisch standen, aus der bei jeder einzelnen Ziehung 6 Ziffern hervorgehen sollten.

Diese 6 Urnen enthielten die 10 Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 0, welche die Einer, die Zehner, Hunderter, Tausender, Zehntausender und Hunderttausender der Zahl Million darstellen sollten. Eine siebte Urne für die Zahl Million selbst gab es nicht, weil bei dieser Art und Weise der Ziehung ausgemacht war, daß 6 gleichzeitig aus den Urnen hervorgehende Nullen die Zahl Million bedeuten sollten – wodurch also für alle Nummern gleiche Gewinnaussichten geschaffen wurden.

Außerdem war die Bestimmung getroffen, daß die Nummern nacheinander aus den Urnen gezogen würden, und zwar zuerst diejenige, die den Anwesenden zur linken Hand lag.

Die gewinnende Zahl entstand sozusagen auf diese Weise vor den Augen der Zuschauer, zuerst die Ziffer, die die Hunderttausend bildete, dann die Zehntausend und so hinab bis zu den Einern.

Man kann sich bei dieser Anordnung denken, wie jeder beim Erscheinen einer neuen Ziffer seine vielleicht winkende Aussicht auf Gewinn mit zunehmender Erregung wachsen sah.

Schlag 3 Uhr machte der Vorsitzende mit der Hand ein Zeichen und erklärte die Ziehung für eröffnet.

Das lange Gemurmel, das diese Erklärung begleitete, dauerte einige Minuten an, nach denen dann ein gewisses Stillschweigen eintrat.

Der Vorsitzende erhob sich nun. Sehr bewegt hielt er eine kleine angepaßte Rede, in der er bedauerte, daß eben nicht auf jede Nummer ein großes Los fallen könne. Dann gab er Erlaubnis, mit der Ziehung der ersten Serie zu beginnen. Diese enthielt, wie wir wissen, 90 gewinnende Nummern, was immerhin einige Zeit in Anspruch nahm.

Die 6 kleinen Mädchen begannen jetzt mit automatischer Regelmäßigkeit die Lösung ihrer Aufgabe, ohne daß die Geduld der Anwesenden nur ein einziges Mal ausgegangen wäre. Bei dem zunehmendem Wert

jeder gezogenen Nummer nahm freilich auch die Spannung aller gleichmäßig zu, und niemand fiel es ein, seinen Platz zu verlassen, nicht einmal denjenigen, deren schon gezogene Nummern doch keine weitere Aussicht auf Gewinn bieten konnten.

So verlief eine volle Stunde ohne jeden Zwischenfall. Jeder hatte sich dabei überzeugen können, daß die Nummer 9672 noch nicht gezogen worden war, was ihr ja jede Aussicht entzogen hätte, den Gewinn von 100.000 Mark zu erhalten.

»Das ist schon von guter Vorbedeutung für den Kerl, den Sandgoist!« bemerkte einer der Nachbarn des Professors.

»Pah, es wäre doch ein Wunder, wenn gerade ihm der größte Gewinn zufallen sollte, obwohl er eine berühmte Losnummer hat«, erwiderte ein anderer.

»Wahrlich, eine berühmte!« bestätigte Sylvius Hog; »doch fragt mich nicht warum ... ich wäre jetzt nicht imstande, das zu erklären.«

Nun begann die Ziehung der 2. Serie, die 9 Lose umfaßte. Das mußte nun schon hochinteressant werden, da die 91. Nummer 1000 Mark gewann, die 92. schon 2000 Mark, und so weiter bis zur 99., der ein Gewinn von 9000 Mark zufiel. Die dritte Serie endlich, wie der Leser nicht vergessen haben wird, bestand nur aus dem einen großen Los.

Die Nummer 72521 erhielt einen Gewinn von 5000 Mark. Das Los war im Besitz eines wackeren Seemanns

aus dem Hafen, dem alle Anwesenden laut zujubelten und der diese Huldigung mit großer Würde entgegennahm. Eine zweite Nummer, die 823752, gewann 6000 Mark. Wie freute sich da Sylvius Hog, als Joël ihm zuflüsterte, daß diese Nummer der reizenden Sigrid in Bamble gehörte.

Da entstand aber eine ganz allgemeine, durch Gemurmel sich fortpflanzende Bewegung unter den Anwesenden, als die 97. Nummer gezogen wurde – zu der ein Gewinn von 7000 Mark gehörte – und man eine kurze Zeit glauben konnte, daß Sandgoist vom Schicksal, wenigstens bezüglich dieses Gewinns, begünstigt werden könnte.

9627; es fehlten also nur 45 Einer an der, welche Ole Kamp gehört hatte.

Die beiden folgenden Ziehungen ergaben die sehr weit voneinander entfernt liegenden Nummern 775 und 76287.

Die zweite Serie war beendet; jetzt war nur noch eine Nummer für den größten Gewinn von 100.000 Mark zu bestimmen.

Die Erregung der Zuschauer stieg damit so hoch, daß es schwer werden möchte, sie bezüglich ihrer Intensität genauer zu kennzeichnen.

Zunächst entstand ein langes Murmeln, das sich von dem großen Saal aus nach den Höfen und bis auf die

Straße fortpflanzte. Es vergingen gewiß einige Minuten, ehe es sich legte. Allmählich trat jedoch ein gewisses Decrescendo ein, dem ein tiefes Stillschweigen folgte, so daß man die ganze Zuschauermenge hätte für scheinot halten können. Unter dieser Ruhe verbarg sich wirklich eine Art Erstarrung, die man empfindet, wenn man einen Verurteilten auf dem Richtplatz erscheinen sieht. Diesmal freilich war der noch unbekannte leidende Teil nur verurteilt, 100.000 Mark zu gewinnen, aber nicht den Kopf zu verlieren, wenn das nicht etwa aus Freude geschah.

Die Arme gekreuzt, blickte Joël ziellos vor sich hin – er war vielleicht von der ganzen Menge am wenigsten erregt.

Hulda, die ganz in sich zusammengesunken dasaß, dachte nur an ihren armen Ole und suchte ihn instinktiv mit den Augen, als müsse er jetzt im letzten Moment auftauchen.

Was Sylvius Hog betrifft . . . Doch nein, wir müssen darauf verzichten, den Gemütszustand Sylvius Hogs zu schildern.

»Ziehung des Gewinns von 100.000 Mark!« rief der Vorsitzende.

Welche Stimme! Sie schien aus dem Inneren dieses feierlich-ernsten Mannes hervorzutönen. Es mochte das auch mit daher kommen, daß er selbst mehrere Lose besaß, von denen noch keines gezogen war und

deren eines doch ebenso gut jetzt das große Los gewinnen konnte.

Das erste kleine Mädchen zog eine Ziffer aus der Urne zur Linken und zeigte sie den Zuschauern.

»Null!« rief der Vorsitzende.

Diese Null brachte keine besondere Wirkung hervor; es machte fast den Eindruck, als ob man ihr Erscheinen erwartet hätte.

»Null!« wiederholte der Vorsitzende, als er die von dem zweiten kleinen Mädchen gezogene Ziffer anmeldete.

Zwei Nullen? Man begreift, daß hiermit die Gewinnchancen beträchtlich für alle Nummern zwischen eins und 9999 zunahmen. Ole Kamps Los trug aber, wie wir wissen, die Nummer 9672.

Sonderbar – Sylvius Hog begann auf seinem Stuhl unruhig zu werden, als ob er auf einem schlingernden Schiff säße.

»9!« rief der Präsident, als er die von dem dritten kleinen Mädchen aus ihrer Urne gezogene Ziffer verkündete.

9! Das war die erste Ziffer von Ole Kamps Los.

»6!« fuhr der Vorsitzende fort. Und richtig, das vierte Mädchen zeigte eine 6 allen Blicken, vor denen sie sich, da sie gleich geladenen Pistolen auf sie gerichtet waren, fast zu fürchten schien.

Die Gewinnmöglichkeit betrug jetzt 1 zu 100 für alle Nummern zwischen 1 und 99.

Sollte das Los Ole Kamps wirklich dem schändlichen Sandgoist die Summe von 100.000 Mark in die Tasche zaubern? Wahrlich man hätte an der Vorsehung zweifeln lernen können.

Das fünfte kleine Mädchen tauchte die Hand in die Urne und entnahm ihr die fünfte Ziffer.

»7!« sagte der Vorsitzende, doch mit so erstickter Stimme, daß man ihn kaum in den vordersten Reihen verstehen konnte.

Wenn man aber nichts hörte, so sah man doch, worauf es ankam, denn die fünf kleinen Mädchen zeigten eben den Zuschauern die folgenden Ziffern: 00967.

Die gewinnende Nummer mußte also unbedingt zwischen 9670 und 9679 liegen.

Die Spannung hatte ihren höchsten Punkt erreicht.

Sylvius Hog stand aufrecht da und hatte Hulda Hansens Hand ergriffen. Alle Blicke richteten sich auf das arme Mädchen. Hatte sie, während sie das letzte Andenken von ihrem Ole Kamp hergab, wirklich ein Vermögen geopfert, das ihr Verlobter für sie erträumte?

Das sechste kleine Mädchen hatte einige Mühe, die Hand in die Urne einzuführen. Sie zitterte, das kleine Ding. Endlich erschien die Ziffer.

»2!« rief der Vorsitzende.

Halb erstickt vor Erregung sank er damit auf seinen Stuhl zurück.

»9672!« verkündete einer der Beisitzer mit laut schallender Stimme.

Das war die Nummer von Ole Kamps Los, jetzt im Besitz des wucherischen Sandgoist. Alle Welt wußte es, und niemand war es ein Geheimnis, auf welche Weise der Geizhals es erworben hatte. Es entstand auch eine Totenstille statt des Donners der Hurras, von dem der große Saal der Universität wiedergehallt haben würde, wenn das Los sich noch in Hulda Hansens Händen befunden hätte.

Würde nun der Schurke, der Sandgoist, sein Los in der Hand hervortreten, um den darauf gefallenen Gewinn einzustreichen?

»Die Nummer 9672 erhält den Gewinn von 100.000 Mark«, wiederholte der Beisitzer. »Wer hat Anspruch darauf?«

»Ich!«

War das der Wucherer von Drammen, der dieses kurze Wort ausgesprochen hatte?

Nein, es war ein junger Mann gewesen – ein junger Mann mit blassem Gesicht, der in seinen Zügen, wie in der ganzen Erscheinung zwar die Zeichen lange erduldeten Entbehrungen trug, aber doch lebte – lebte!

Bei dieser Stimme hatte Hulda sich erhoben und einen Schrei ausgestoßen, der von der ganzen Versammlung vernommen wurde, dann war sie ohnmächtig geworden . . .

Der junge Mann hatte jedoch schon die Menge geteilt, und er fing das bewußtlose junge Mädchen in seinen Armen auf.

Es war Ole Kamp.

19. KAPITEL

Ja, es war Ole Kamp – Ole Kamp, der wie durch ein Wunder den Schiffbruch der ›Viken‹ überlebt hatte.

Daß ihn die ›Telegraf‹ bei ihrer Rückkehr nicht gleichzeitig mit nach Europa brachte, lag einfach daran, daß er sich damals nicht mehr in den von dem Aviso durchsuchten Gegenden befunden hatte.

Dort war er aber nicht mehr, weil er sich schon an Bord eines anderen Schiffes und auf dem Heimweg nach Christiania befand.

So etwa lautete die Darstellung Sylvius Hogs, die er vor jedem wiederholte, der sie hören wollte, und man darf wohl glauben, daß alle ihr begierig lauschten. Er erzählte die Rettungsgeschichte mit wirklich triumphierendem Ausdruck, und seine Nachbarn verbreiteten sie weiter an diejenigen, die nicht das Glück hatten, ihm nah genug zu stehen. So pflanzte sich die Neuigkeit fort von Gruppe zu Gruppe bis zu der draußen in den Höfen und den angrenzenden Straßen aufgestauten Menge.

Binnen wenigen Minuten wußte ganz Christiania, daß der junge Schiffbrüchige von der ›Viken‹ zurückgekehrt sei und daß er das große Los in der Schulenlotterie gewonnen hatte.

Sylvius Hog mußte sich schon herbeilassen, die Geschichte zu erzählen; Ole selbst hätte es nämlich nicht

vermocht, denn Joël hatte ihn, während Hulda allmählich wieder zu sich kam, in die Arme gepreßt, daß er fast erstickte.

»Hulda! ... Liebste Hulda!« rief Ole nur. »Ja ... ich bin's ... Dein Verlobter ... und bald dein Gatte!«

»Schon morgen, meine Kinder, schon morgen!« jubelte Sylvius Hog. »Noch heute abend fahren wir nach Dal zurück, und wenn's auch noch nie vorgekommen sein mag, so wird man einen Professor der Rechtswissenschaft und Abgeordneten des Storthing da bei einer frohen Hochzeit tanzen sehen, wie den ausgelassensten Burschen von Telemarken!«

Daß Sylvius Hog die Geschichte Ole Kamps kannte, erklärt sich durch den letzten Brief, der ihm vom Seeamt nach Dal gesendet worden war. Dieser Brief – der letzte, den er erhalten und den er gegen niemand erwähnt hatte – enthielt nämlich ein aus Christiania datiertes zweites Schreiben, aus dem er folgendes erfuhr:

Die dänische Brigg ›Genius‹ war eben in Christiansand vor Anker gegangen und hatte einige Überlebende von der ›Viken‹ an Bord, unter anderem den jungen Steuermann Ole Kamp, der 3 Tage später in Christiania eintreffen sollte.

Der Brief aus dem Seeamt fügte hinzu, daß die Schiffbrüchigen sich infolge der ausgestandenen entsetzlichen Leiden in höchst geschwächtem Zustand befänden. Aus diesem Grund hatte Sylvius Hog Hulda nichts von der Rückkehr ihres Verlobten sagen wollen.

In seiner Antwort hatte er auch die strengste Geheimhaltung dieser Rückkehr erbeten, eine Geheimhaltung, der man sich gegenüber der Allgemeinheit sorgsam befließigt hatte.

Daß der Aviso ›Telegraf‹ nun weder ein Wrackstück noch einen Überlebenden von der ›Viken‹ gefunden hatte, bedarf jetzt kaum einer Erklärung.

Während eines sehr heftigen Sturms hatte nämlich die ›Viken‹, als sie sich etwa 200 Seemeilen südlich von Island befand, nach Nordwesten flüchten müssen. In der durch plötzliche starke Windstöße ausgezeichneten Nacht war sie gegen einen der ungeheuren Eisberge gestoßen, die von den grönländischen Meeren dort vorübertreiben. Die Kollision war furchtbar – so stark, daß die ›Viken‹ schon 5 Minuten nachher in die Tiefe versank.

Eben damals hatte Ole jene Zeilen abgefaßt, auf das Lotterielos ein letztes Lebewohl an seine Verlobte geschrieben und es dann, nachdem er es in einer Flasche verschlossen, ins Meer geworfen.

Der größte Teil der Besatzung der ›Viken‹, darunter auch der Kapitän, war bei jenem Zusammenstoß umgekommen. Ole Kamp und vier seiner Kameraden hatten noch auf ein Bruchstück des Eisbergs springen können, als die ›Viken‹ eben versank. Ihr elender Tod wäre dadurch freilich nur verzögert worden, wenn der entsetzliche Sturmwind das Eis nicht nach Nordwesten zu getrieben hätte. 2 Tage später konnten die erschöpften,

vor Hunger schon halbtoten Überlebenden aus dem Schiffbruch sich an die Küste Grönlands retten – an jene verlassene Küste, wo sie nun der Gnade des Himmels anheimgegeben waren.

Ohne eine nach wenig Tagen eintreffende Hilfe wären sie auch hier noch elend umgekommen, da es ihnen ja viel zu sehr an Kräften fehlte, um die Fischereien oder die dänischen Niederlassungen an der Baffins-Bai am jenseitigen Ufer zu erreichen.

Da kam zufällig die durch den Sturm ebenfalls aus ihrem Kurs verschlagene Brigg ›Genius‹ in Sicht. Die Schiffbrüchigen gaben sich durch Zeichen zu erkennen, wurden aufgenommen und waren damit gerettet.

Bei der verhältnismäßig kurzen Überfahrt von Grönland nach Norwegen erlitt die ›Genius‹ jedoch durch widrige Winde noch bedeutende Verzögerungen. Das erklärt, warum er in Christiansand erst am 12. Juli und erst am Morgen des 15. Juli in Christania eintraf.

An eben diesem Morgen war aber Sylvius Hog auf das genannte Schiff gegangen, wo er Ole noch sehr schwach antraf und er ihm alles mitteilte, was sich seit Eintreffen seines letzten, aus Saint-Pierre-Miquelon abgesandten Briefs ereignet hatte. Darauf hatte er ihn nach seiner Wohnung mitgenommen, nicht ohne die Mannschaft der ›Genius‹ um vorläufiges Stillschweigen zu bitten. Das übrige ist dem freundlichen Leser bekannt.

Darauf wurde verabredet, daß Ole, wenn er sich dazu kräftig genug fühlte, der Ziehung der Lotterie beiwohnen sollte.

Nun, an Kräften konnte es ihm ja nicht fehlen, da Hulda ebenfalls dort anwesend sein sollte. Doch hatte jene Ziehung dann noch ein Interesse für ihn? Ja gewiß, das größte Interesse, für ihn, wie für seine Braut.

Sylvius Hog war es nämlich gelungen, das Los aus der Hand Sandgoists zurückzuerhalten, indem er es für denselben Preis kaufte, den der Wucherer aus Drammen der Frau Hansen dafür gezahlt hatte, und Sandgoist war sogar herzlich froh gewesen, sich desselben noch zu entledigen, als ihm jetzt keiner mehr ein Aufgeld bieten wollte.

»Mein wackerer Ole«, hatte Sylvius Hog bei der Rückgabe des Loses geäußert, »ich wollte damit Hulda keineswegs eine an und für sich höchst unwahrscheinliche Aussicht auf einen Gewinn wiedergeben, sondern nur das letzte Lebewohl, daß Ihr im Augenblick des drohenden Todes an sie gerichtet hattet.«

Man muß wohl zugeben, daß den Professor Sylvius Hog eine gute Eingebung leitete, eine bessere als den schurkischen Sandgoist, der sich fast den Kopf an der Wand ingerannt hätte, als er den Ausgang der Ziehung erfuhr.

Jetzt waren auf einmal 100.000 Mark in dem Haus in Dal! Ja, 100.000 Mark ganz und voll, da Sylvius Hog nimmermehr das zurückerstattet angenommen hätte,

was er für den Rückkauf des Loses Ole Kamps bezahlt hatte.

Er betrachtete das als eine kleine Mitgift, die er am Tag ihrer Hochzeit seiner kleinen Hulda abzutreten sich höchst glücklich schätzte.

Vielleicht findet man es etwas wunderbar, daß gerade diese Nummer 9672, welche die allgemeine Aufmerksamkeit so lebhaft erregt hatte, mit dem großen Los herausgekommen war.

Nun ja, es ist wohl ein wenig wunderbar, doch es war ja an und für sich nicht unmöglich, und kurz, es ist Tatsache.

Sylvius Hog, Ole, Hulda und Joël verließen Christiania noch am selben Abend. Die Rückkehr erfolgte über Bamble, um Sigrid gleich den Betrag, den sie auf ihr Los gewonnen, zu überliefern. Als sie da bei der kleinen Kirche von Hitterdal vorüberkamen, entsann sich Hulda der traurigen Gedanken, die sie noch vor 2 Tagen bedrückten; der Anblick Oles führte sie jedoch bald zur glücklichen Wirklichkeit zurück.

Beim heiligen Olaf, wie reizend erschien Hulda unter der strahlenden Brautkrone, als sie 4 Tage später am Arm ihres Gatten Ole aus der kleinen Kapelle von Dal heraustrat!

Das war ein Festjubiläum, der bis in die entferntesten Gaards von Telemarken hinaustönte. Und glücklich fühlten sich alle, die hübsche Brautjungfer Sigrid, ihr Vater, der Pächter Helmboe, dessen zukünftiger Schwiegersohn Joël und auch Frau Hansen, die das Gespenst Sandgoists jetzt nicht mehr zu ängstigen vermochte.

Vielleicht wirft jemand die Frage auf, ob all jene Freunde, alle Eingeladenen, die Gebrüder Help senior und junior und die vielen anderen gekommen waren, Zeugen des Glücks der jungen Neuvermählten zu sein, oder Sylvius Hog, den Professor der Rechtswissenschaft und Abgeordneter des Storting, tanzen zu sehen. Unnötige Frage! Selbstverständlich tanzte er mit aller ihm zukommenden Würde, und nachdem er den »Ball« mit seiner lieben Hulda eröffnet, schloß er ihn mit der reizenden Sigrid.

Am folgenden Tag reiste er, begrüßt von den Hurras der gesamten Einwohnerschaft des Vestfjorddals, zwar schon ab, doch mit der ausdrücklichen Zusicherung, zur Hochzeit Joëls, die einige Wochen später zur Freude aller Beteiligten gefeiert wurde, wiederzukommen.

Diesmal eröffnete der Professor den Ball mit der reizenden Sigrid und schloß ihn mit seiner lieben Hulda. Seit diesem Tag aber tanzte Sylvius Hog nicht mehr. Welch reiches Glück wohnte nun in dem vorher so hart geprüften Haus in Dal! Ohne Zweifel war das ein Werk

Sylvius Hogs, dieser wollte das freilich nicht zugestehen, sondern wiederholte immer und immer wieder:

»Schon gut! Aber ich, ich bleibe den Kindern von Frau Hansen doch immer noch etwas schuldig!«

Was das berühmte Los betrifft, so hatte man es nach der Ziehung Ole Kamp zurückgegeben. Heute prangt es am Ehrenplatz unter sauberem Holzrahmen in der großen Stube des Gasthauses zu Dal. Doch was man davon sieht, ist nicht die Vorderseite des Loses mit der bedeutungsvollen Nummer 9672, sondern das auf die Rückseite geschriebene letzte Lebewohl, das der schiffbrüchige Ole Kamp einst an seine Braut Hulda Hansen gerichtet hatte.